Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. – Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie, wöchentlich die Beilage „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen“ und die Monats-Bilderbeilage „Heimat und Welt“.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38
Postscheck-Konto: Warszawa (P. K. O.) Nr. 145 303 — Wien (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 105 664. Lwów (P. K. O.) Nr. 500 540 — Leipzig (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 45 762.

Folge 49 — Lemberg, am 9. Dezember (Christmond) 1934 — 13. (27.) Jahr

Lege dein ganzes Herz, deine ganze Liebe in deine Arbeit. Arbeit mit halbem Herzen ist in Wirklichkeit schlechter als gar keine.

Sauer.

Die Unsicherheit auf dem Lande

Das Banditenwesen und der Diebstahl ist auf dem Lande sprichwörtlich geworden. Viel Druckerschwärze wurde verwendet, um diese Landplage zu schildern und in entsprechendem Lichte darzustellen. Jeder Landteil Kleinpolens hat seine Banditenführer, die besser allen Einwohnern bekannt sind, als führende Persönlichkeiten. Alle Zeitungsredaktionen werden förmlich von Briefen einzelner Leute überschwemmt, die ihr Leid klagen und nach Hilfe rufen. Man liest diese Briefe mit einer bestimmten inneren Entrüstung. Wir wollen hier einen wörtlich wiedergeben, wie er von der polnischen Tagespresse gebracht wurde:

Im ehemaligen Galizien und Lodomerien, im dunkelsten Winkel des Dobromiler Bezirkes, ist eine Gegend mit der Hauptstadt Bircza, von der das Sprichwort sagt: In der Stadt Bircza knistert die Not. (W mieście Birczy bieda skwirczy.) Tatsächlich herrscht nicht nur in dieser Stadt, aber in der ganzen Umgebung außer vielen häufigen und empfindlichen Unglücksfällen die Plage der „Enteigner“ eines jeden Besitztums, der Gesundheit und sogar des Lebens, die sich überall breit gemacht haben, angefangen vom einfachen Taschendieb bis zum Mörder. Die Polizei ist — infolge einer geringen Zahl von Wachtposten, die große Gegenden bedienen müssen, ferner durch verschiedene andere Angelegenheiten überhäuft — ratlos und hat auch nicht die entsprechenden Mittel, um jedes Vergehen energisch und erfolgreich bekämpfen zu können. Sehr erschwert ist eine solche Aktion den Sicherheitsposten durch die gegenwärtige äußerst milde Handhabung aller Uebeltäter durch die Strafgerichte, die alle dunkelsten Elemente direkt herausfordert und ermuntert. Bei der noch nicht erzogenen Bevölkerung ist die Institution „der Strafverlegung“ eingeführt worden. Dieses unglückselige: „Geh' in Frieden und laß dich nicht fangen, kannst noch jahrelang stehlen, schlagen und morden, die Hauptsache ist: sich nicht erwischen zu lassen.

Von seiten dieser dunklen Elemente hört man immer „Was geschieht mir, höchstens bekomme ich einen „Waffenstillstand“; so wird höhnend die „humanitäre“ Institution des Strafgesetzes genannt. Die Diebe, die die Wohltat dieser Institutionen genau kennen, treiben ihr Handwerk straflos und direkt herausfordernd weiter. In einem hiesigen kleinen Dorfe haben innerhalb einer kurzen Zeit sieben Fälle von Feuerlegung stattgefunden. Die Anzünder wurden nicht ermittelt, ebenso wurden die Urheber vieler Diebstähle nicht festgestellt. Die Diebe, wie auch die geraubte Beute, sind spurlos verschwunden. Es ist soweit gekommen, daß die Beschädigten keine Anzeigen mehr erstatten, nachdem sie an eine Auffindung ihrer Sachen doch nicht glauben. Viele Diebesbanden sind entstanden, die ausgerüstet sind mit Knüppeln, Dietrichen, Boxer, sogar Revolver, Gewehren und elektrischen Lampen mit Reflektoren. Die Mitglieder dieser Banden halten die Verbindung untereinander mittels Fahrräder aufrecht, zur Beförderung der gestohlenen Sachen bedienen sie sich der Vorspannwagen, haben eigene Schlupfwinkel und Magazine, wie auch Abnehmer und Kaufleute, die solche nächtliche Exkursionen finanzieren. Diese Banden machen vor allem die Stadt Bircza und die umliegenden Dörfer unsicher. Seitdem noch das Sektenwesen so starken Einzug in unsere Dörfer gehalten hat, das alles, was Ruhe und Ordnung bis nun im Dorfe sicherstellte, verneinte, ist von einer Sicherheit im Dorfe nicht mehr zu reden. Die Dorfbewohner, die durch Diebstähle, Feuerlegungen und ähnlicher Drohungen geschreckt wurden, schweigen und fürchten, die auf frischer Tat ertappten Diebe oder die Schlupfwinkel der Hehler anzuzeigen. Es ist schon so weit gekommen, daß die Reichen mit den Dieben einen „Nichtangriffspakt“ getroffen haben, für den sie hohe Lösegelder zahlen müssen. Den Einwohnern einer Ortschaft, die die für die Erlaubnis eines Baues verlangten 40 Złoty nicht zahlen wollten, wurde in der Nacht der bereits aufgeführte Bau niedergerissen. Unter diesen Verhältnissen leben die Dorfbewohner in einem ständigen Angstgefühl. In den Dörfern gibt es schon mehr Hunde als Kühe, nachdem sogar die ärmsten Landleute einen Hund halten, der sie vor nächtlichen Ueberfällen schützen soll. Die Häuser können infolge der wirtschaftlichen Armut nicht beleuchtet werden, was für dunkle Elemente von besonderem Vorteil ist. Wir kehren also in eine Zeit zurück, in der ein jedes einzelne Gebäude als Festung ausgebaut wurde.

Darf man sich unter solchen Verhältnissen wundern, wenn die Landbevölkerung, die doch Steuern zahlt und auf Schutz und Sicherheit Anspruch hat, zum Selbstgericht greift? So weit der erschütternde Bericht einer polnischen Zeitung.

Wenn wir die Sicherheit in unseren deutschen Kolonien betrachten, kommen wir zu einem ähnlichen Bericht. In der Sommerszeit, sobald die Frucht auf dem Felde reift, müssen unsere braven, überarbeiteten Landleute in jeder Nacht gruppenweise auf den Feldern Wache halten, wenn sie ihre Ernte einbringen wollen. Trotzdem kommen zahlreiche Fälle vor, in denen man die reife Frucht abmäht und wegfährt. Ist das Getreide aber schon gemäht und in Garben gebunden, haben die dunklen Elemente nur eine erleichterte Arbeit, weil sie die fertige Frucht nur wegzuführen brauchen. Gelingt es unseren Landleuten, die während der Erntezeit weder bei Tag noch des Nachts Ruhe haben und ständig die sogenannten Wachposten stellen müssen, das Getreide in die Scheunen einzuführen, so leben sie dennoch in steter Furcht und Angst, daß ihnen nicht noch Haus und Scheune von solchen Halunken angezündet werden. Sobald das Getreide gedroschen ist, kann es in der Scheune nicht stehen gelassen, sondern muß in dem Wohnungsgebäude untergebracht werden. Wer aber glaubt, daß der Landmann im Herbst vor diesem Diebesgesindel Ruhe hat, der täuscht sich. Es vergeht fast keine Nacht, in der nicht bei dem einen oder anderen Hühner, Enten, Gänse, sogar Schweine gestohlen werden. Bis jetzt wurden die Diebe noch in keinem Fall ermittelt. Deshalb heißt es für den Bauer immer, ob Sommer, Herbst, Winter oder Frühjahr, Wachposten stellen und Wache halten. Ist es ein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen über unsere Landbevölkerung die Verzweiflung kommt und sie nichts mehr erfreuen kann? Arbeiten und immer nur arbeiten, aber keinen Erfolg dieser Arbeit zu sehen und immer in dem Angstgefühl zu leben, was die nächsten Stunden für ein Unglück zeigen werden, kann wahrlich nicht aufmunternd wirken. Anzeigen solcher Diebstähle werden von den Leuten nicht mehr erstattet, weil sie bisher keinen Erfolg gebracht haben. **Wäre es nicht höchste Zeit, daß sich die maßgebenden Stellen, die Sicherheit auf dem Lande** — was das allgemeine Vertrauen nur stärken könnte — **ganz besonders zu Herzen nehmen würden?!**

Kundgebungen polnischer Jugend in Deutsch-Oberschlesien

Jahresfeier des polnischen Gymnasiums in Beuthen

Aus Anlaß des zweijährigen Bestehens des **polnischen Gymnasiums in Beuthen,** das am 8. November 1932 seiner Bestimmung übergeben wurde, fand dieser Tage eine von der Schülervereinigung der Anstalt vorbereitete Feier statt, die im Zeichen der Bedeutung der kulturellen Errungenschaft der Polen in Deutschland stand. Nach einer programmatischen Ansprache und verschiedenen Begrüßungsreden gaben, wie die in Deutschland erscheinende polnische Presse meldet, sinnreiche Deklamationen, Klaviervorträge und Gesänge des Gymnasialchors der Veranstaltung das Gepräge. Auch der Chor des polnischen Gymnasiums in Orlowo (Tschechoslowakei) beteiligte sich an den Darbietungen.

Bemerkenswert war die programmatische Ansprache, die ein Schüler des Beuthener Gymnasiums an die Anwesenden hielt. Seine Ausführungen könnten, auf unser Gebiet übertragen, als Mahnworte auch für unsere deutsche Jugend gelten. Sie lauteten folgendermaßen:

„... Wenn am 8. November 1932 die Feier, die in dieser Aula stattfand, ein Ausdruck des stolzen Gefühls und der Freude war, daß das

lang erträumte Werk einen glücklichen Abschluß gefunden hat, daß die langen Bemühungen von Erfolg gekrönt waren, wenn dann die folgende Feier, der erste Jahrestag des Bestehens unserer Anstalt, ein Zeugnis dafür war, daß das Gymnasium nicht vergeblich seine Tore geöffnet hat, wenn diese Feier ebenfalls ein Ausdruck der Freude über die Tatsache war, daß das Gymnasium entstanden ist und sich entwickelt, so ist die heutige Feier ein Akt der Freude darüber, daß der Herrgott uns als Polen geschaffen hat. Sie ist eine Huldigung und ein Dank für Dich, liebe Mutter, dafür, daß Du uns das polnische Gebet gelehrt, daß Du in unsere Herzen in der lieben polnischen Sprache die Liebe zu allem eingeimpft hast, was polnisch ist, für Dich, lieber Vater, daß Du den unumstößlichen elterlichen Befehl gegeben hast: „Du bleibst dein Leben lang ein Pole!“ Wenn die Schwierigkeiten auch noch so groß sein sollten, kühn wirst Du Dein Haupt erheben und wirst den Stolz zur Schau tragen, weil auf Deiner Stirn der ehrenvolle Name eines Polen prangt, und dafür, daß Du uns in die polnische Schule geschickt hast, und daß Du uns vor denen beschützt hast, die uns Schwache gewaltsam ändern wollten, und daß wir Euch und unsere Anhänglichkeit zu Eurem Glauben und zu Eurer Sprache niemals verlassen werden!

Wir wünschen, daß die heutige Akademie der Beweis unserer Ehrerbietung und Dankbarkeit für diejenigen ist, die keine Mühe und Arbeit scheuten, die uns mit Aufbietung aller Kräfte einen Unterricht in polnischer Sprache geschenkt haben, die uns die polnische Schulerziehung ermöglichen und die Liebe zu allem, was polnisch ist, erhöhen. Und zwar nirgend wo anders als dort, woher wir stammen, wo wir geboren wurden und wo wir aufwuchsen. Euch allen, die soviel Mühe für uns aufwenden, sprechen wir die untrügliche Zusage aus, daß wir eurem Arbeitsgeist für dieses Volk und eurem Vorbilde entsprechend handeln werden, indem wir das Körnchen der Liebe ausstreuen und die Anhänglichkeit zu allem, was katholisch und polnisch ist, indem wir unter Beweis stellen werden, daß wir eure Mühen nicht zunichte machen und euer Ziel nicht aufgeben werden!

... Uns ist die Schule alles!

Hier lernen wir nicht nur arbeiten, hier bereiten wir uns nicht nur zum Leben vor; denn unsere Schule ist nicht nur der Hauptinhalt von Tagen, die wie jeder Tropfen einander ähnlich sind, der uns am Schluß des Jahres auf dem Zeugnis gereicht wird, sondern sie ist eine Schule der einheitlichen Arbeit. In unserem Gymnasium arbeiten wir in harmonischem Zusammenleben: die einen aus Schlesien, die anderen aus dem Grenzgebiet, Westfalen, Ostpreußen, Berlin, aus der Lausitz ... Hier schmelzen wir in Feuersglut die verschiedenen Erze zu einem Metall, und als solches tritt jeder ins Leben. Unsere Pflicht ist der unnachgiebige Kampf, unser Schwert der unbeugsame Wille zum Siege, unsere Kraft die Billigkeit, unser Recht die Tugend, unsere Pflicht und Schuldigkeit ist es, mit dem Herzen alle bösen Mächte herauszufordern; denn es handelt sich um das Erbe unserer Väter, um Kultur, Glauben, Sitten und Sprache, um das Schicksal eines Millionenvolkes, um das Schicksal der künftigen Generationen, um die Losungen unserer Führer.“ —

Zum Schluß sprachen noch mehrere Schüler aus Schlesien, aus der Kaschubei, aus dem Ermland und dem Grenzgebiet in ihrem Dialekt, um den Hörern die Möglichkeit zu geben, die verschiedenen Schattierungen der polnischen Sprache zu vergleichen. Diese Ansprachen hatten, wie die „Gazeta Olsztyńska“ hervorhebt, noch einen tieferen Zweck; jeder der Hörer habe sich davon überzeugen können, daß die sprachlichen Unterschiede nicht so groß seien. Es könne keine Rede sein von irgendeiner kaschubischen oder masurischen Sprache, es gebe nur eine polnische Sprache, deren Reichtum auch in verschiedenen Dialekten zum Ausdruck komme.

An die polnische Jugend in Ratibor.

Am Sonntag fand in Ratibor (Regierungsbezirk Oppeln) ein **Fest der polnisch-katholischen Jugend** statt. Bei dieser Gelegenheit hielt der Vizevorsitzende des Polenbundes in Deutschland, Direktor Szczepaniak, eine Ansprache an die polnische Jugend, in der er. u. a. sagte:

„Unsere Jugend, die die Geschichte und Vergangenheit des polnischen Volkes kennt, ist stolz auf ihre Abstammung und nationale Zugehörigkeit. Als kleiner Teil der polnischen Volksgemeinschaft in Deutschland ist sie sich über ihre Sendung klar. Die polnische Jugend in Deutschland ist sich ihrer Pflichten gegenüber dem Staate, in dem sie lebt und dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, aber auch ihrer Pflichten gegenüber dem eigenen Volke und gegenüber der Kirche bewußt. Und in diesem Bewußtsein **kämpft sie um ihr Polentum von der Wiege bis zum Grabe,** kämpft sie um ihre polnische Kultur, um die Muttersprache und um ihren polnischen Namen.

Die Pflege unserer heimischen Kultur kann uns niemand verbieten. Das wird auch niemand wagen. **Selbst der Führer des deutschen Volkes und der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler hat feierlich und ausdrücklich erklärt, er wolle nicht, daß man uns germanisiere.** Nicht alle seine untergebenen Beamten handeln nach seinem Willen. Es gibt Beamte, die nicht begreifen können, daß die polnische Jugend polnisch bleiben will. Unsere Jugend ist gewöhnt an solche Schwierigkeiten und wird sich durch Hindernisse nicht einschüchtern lassen; denn sie weiß gut, daß die Arbeit in der polnischen Vereinigung nicht staatsfeindlich ist, sondern nur den Intentionen des Staatsoberhauptes entspricht; denn unsere junge Generation will ihr Polentum erhalten und pflegen, das sie von den Vätern ererbt hat. Wir haben genug Renegaten, aber **die polnische Jugend wird sich nicht einschüchtern und irreführen lassen.** Das polnische Volk in Oberschlesien, im Grenzgebiet und in Ostpreußen spricht und liest polnisch, sein Gebet ist polnisch, der Gesang ist polnisch, seine Gebräuche sind polnisch, seine Kultur ist polnisch, und seine Dörfer haben polnischen Charakter. Die Kruzifixe am Wege haben polnische Aufschriften, die Namen der Städte und Dörfer sind polnisch, die Abstammung dieses Volkes ist polnisch, und die Namen sind polnisch. Die polnische Jugend aber, die auf diesem polnischen Gebiet vom polnischen Volk geboren und die Zukunft des Volkes ist, wird um die Erhaltung des Polentums kämpfen und in diesem Kampfe niemals aufhören. So helfe ihr Gott!“

„Die ewige Gefahr für den Weltfrieden“

Schärfste Angriffe eines amerikanischen Blattes gegen Frankreich

Das führende Hearstblatt „New York American“ veröffentlicht unter der ganzseitigen Ueberschrift „Frankreichs Unehrlichkeit und Frankreichs Militarismus — Schlimme Vorzeichen eines Weltkrieges“ einen sensationellen Leitartikel, in dem es unter anderem heißt:

Selbst wenn Frankreich auf keinen Krieg hinzielt, so ist es klar, daß es wenig tat, um einen solchen zu verhindern oder auch um ihn hinauszuzögern. Immer herausfordernd extrem in der Geltendmachung seiner Rechte aus allen Verträgen, immer geneigt, deren Wortlaut zu verdrängen, um durch künstliche und anscheinend einleuchtende Auslegung seine Ansprüche zu vergrößern, stellt Frankreich die ewige Gefahr für den Weltfrieden dar, während es frommer Weise seine Ergebenheit zu ihm vorschützt.

Frankreichs Verhalten hinsichtlich der bevorstehenden Saarabstimmung, fährt das Blatt fort, ist nur ein Punkt und nur der letzte. Aus den halbamtlichen Aeußerungen französischer Staatsmänner geht hervor, daß Frankreich dabei ist, sich aus seinen Verpflichtungen des Versailler Vertrages, soweit es das Saargebiet betrifft, herauszuwinden. Frankreich bereitet den Weg vor für einen Fall der Verpflichtungsverweigerung, die zum Eckstein der französischen internationalen Politik geworden ist, was auch Amerika durch die Zahlungsverweigerung Frankreichs erfahren hat. Frankreich ist dieser Verpflichtungsverweigerung so verfallen, es handhabt sie so meisterhaft, und schamlos, daß es sie im selben cynischen Lichte betrachtet, in dem manche Leute eine Lüge betrachten, nämlich als kürzesten Weg zwischen zwei Punkten.

Nach einem kurzen Ueberblick über die Bedingungen des Versailler Vertrages, so weit sie das Saargebiet betreffen, und nach Wiedergabe von Aeußerungen französischer Politiker, im Notfalle französische Truppen in das Saargebiet marschieren zu lassen, fährt „New York American“ fort:

Schon in diesem Punkte geht aus Frankreichs Haltung klar hervor, daß es den Geist des Versailler Vertrages verletzt und entschlossen ist, diesen vollkommen null und nichtig zu machen, als die Gewinn bringende Besetzung des Saargebietes aufzugeben, obwohl diese ursprünglich nur als zeitweilig erklärt worden war. Schon haben Frankreichs Wortführer ihr Bedauern über die Vertragspunkte hinsichtlich die Saarabstimmung Ausdruck gegeben: Die Vertragsbedingungen werden jetzt als mindestens zweifelhaft bezeichnet.

Von keiner geringeren Persönlichkeit, als dem früheren französischen Staatspräsidenten Millerand, werde folgende Frage in einem selbstgezeichneten Artikel im „New York American“ vom 25. November erhoben: Haben wir nicht das Recht zu behaupten, daß die Saarlösung nachlässig angenommen wurde?

Da hat man, so unterstreicht das Blatt, die typisch französische Haltung, wenn sich eine Vertragsweigerung ankündigt. Zuerst verwirrt Frankreich die Grundfrage, dann stellt es die bindende Wirkung seiner Versprechen in Frage, dann bringt es künstliche Behauptungen vor — in diesem Falle die angebliche deutsche Einmischung in die Freiheit der Volksabstimmung; und dann erklärt es in großspuriger Selbstbefreiung von allen eigenen Verpflichtungen, daß es durch das Ziehen des Schwertes nur eine „internationale Mission“ durchführe, die die Zivilisation ihm aufgezwungen habe. Solche Taktiken auf die Saarabstimmung angewendet, sind nichts anderes als eine Mischung von Frechheit und Unehrlichkeit, so folgert das Blatt.

Heute Beginn des neuen Romans.

„New York American“ fährt fort: Aus dem oben erwähnten Artikel Millerands geht hervor, daß der Versailler Vertrag in allen für Frankreich günstigen, aber nicht in den für Frankreich ungünstigen Einzelheiten respektiert werden müsse. Deutschland müsse den polnischen Korridor ertragen; Oesterreich müsse seine Zerfleischung ohne Klage hinnehmen; für Frankreich günstige Volksabstimmungen müssen von anderen Nationen, die die Partner des Friedensvertrages sind, angenommen werden: aber wenn die im Versailler Vertrag eigens vorgesehene Volksabstimmung zufällig gegen Frankreich ausfallen sollte, dann darf Frankreich straflos den Versailler Vertrag außer acht lassen, selbst wenn seine Haltung die Welt in einen neuen Krieg stürzen sollte.

Man sollte nicht zulassen, daß sich Frankreich der Vorteile seiner Abkommen erfreut, während es seine Verpflichtungen zurückweist. Das große Problem eines Krieges darf sich keinesfalls um Geist und Hinterhaltigkeit Frankreichs drehen.

Das Blatt schließt: Falls der Versailler Vertrag, der zu neun Zehntel zugunsten Frankreichs war, teilweise widerrufen wird, dann sollte er als Ganzes annulliert werden. Auf keinen Fall aber darf die selbstdienerische Doppelköpfigkeit Frankreichs einen neuen Weltkrieg heraufbeschwören.

Tiefste Demütigung der Prager Deutschen Universität

Während die Bevölkerung vor dem Anbruch des neuen Krisenwinters bangt und alle Kräfte sich darauf konzentrieren, Vorbereitungen zu treffen, daß die nächsten Monate ohne schwerere Erschütterungen vorbeigehen, holt das Schulministerium unter dem Druck einiger satter, nationalradikaler Tschechen zu einem neuen Schlag gegen die Deutsche Universität in Prag aus, der durch seine Form wohl eine unglaublich tiefe Demütigung des Sudetendeutschtums bedeutet. Die Presse des In- und Auslandes hat bereits berichtet, daß die Deutsche Universität die von ihr seit jeher benützten alten Universitätssiegel, die Zepter des Rektors und der Fakultäten, die goldenen Ketten der Funktionäre, die Bilder der Rektoren und Funktionäre bis 1881/82, die alten Bücher und alle anderen Erinnerungen und Andenken aus der Zeit von 1882 an die Tschechische Universität ausliefern soll. Wer indessen die Geschichte dieses letzten Ministerialerlasses, unterschrieben vom derzeitigen Unterrichtsminister Univ.-Prof. Dr. Kromar selbst, nicht kennt, der kann dieser knappen Meldung nicht entnehmen, welche nationale Tragödie hier offenbar wird. Da es sich um eine Angelegenheit handelt, die das Sudetendeutschtum in tiefster Seele aufwühlt, eine Tatsache, die von den verantwortlichen Staatsfaktoren nicht allzu leicht genommen werden sollte, sei auf eine wichtige politische Zusammenhänge verwiesen.

Zwei Dinge müssen bei objektiver Beurteilung beachtet werden: Auf der einen Seite, daß die geschichtliche Auffassung von dem Werden und der Entwicklung der Prager Universität bei Tschechen und Deutschen eine andere ist, auf der anderen Seite, daß die Deutschen im Staate in den letzten Monaten eine solche Fülle von Beweisen loyalster Stellung zum Staate gegeben und der Friede zwischen den Nationen im Staate so nötig ist, daß ein normaler Mensch nicht begreifen kann, daß ausgerechnet in diesem Augenblicke zwei deutsche Minister in der Regierung nicht imstande waren, einen solch brutalen Akt gegen die höchste kulturelle Institution der Deutschen im Staate zu verhindern. Nach objektiver Geschichtsbetrachtung ist die mit Bewilligung des Papstes Clemens VI. von dessen Schüler Kaiser Karl IV. im Jahre 1347 in Prag gegründete Universität niemals als tschechische Universität gegründet worden. Die landsmannschaftlich zusammengefaßten Studierenden umfaßten unter dem Titel „Böhmische Nation" alle Einheimischen, Deutsche wie Tschechen, die unter der Krone Böhmens lebten, ferner die Ungarn und Siebenbürgen; als „Bayrische Nation" zählte an der Universität ganz Süddeutschland (Oesterreicher, Bayern, Franken, Schwaben, die aus Kärnten und Krain, aus Tirol und der Schweiz, aus Hessen, dem Rheinland und Westfalen); zur „Polnischen Nation" gehörten außer den Polen auch die Litauer, die Preußen und die Schlesier; zur „Sächsischen Nation" schließlich das ganze übrige Norddeutschland, die alle viele Angehörige an die Prager Universität zum Studium schickten, dessen Sprache in erster Linie die lateinische war. So blieb es bis zum Jahre 1882. Mit Gesetz vom 28. Februar jenes Jahres wurde die bis dahin einheitliche Universität in eine deutsche und eine tschechische geteilt, die berechtigtermaßen beide ihren Ursprung und ihre Errichtung von Kaiser Karl IV. herleiteten. Nach Gründung der Tschechoslowakischen Republik aber nahm der Revolutionskonvent, in welchem die Deutschen nicht vertreten waren, ein Gesetz an (datiert vom 19. Februar 1920), durch welches der Deutschen Universität im Gegensatz zur Geschichte und zum Recht der alte Titel, sowie ihre geschichtlichen Rechte genommen wurden und die Tschechische Universität als alleinige Nachfolgerin der alten Karls-Universität erklärt wurde. Senat und Rektoren (wir denken hier besonders an den verstorbenen dreimaligen Rektor Dr. Naegle), unterstützt von der Bevölkerung, wehrten sich gegen diese Vergewaltigung mit allen Kräften, wodurch wenigstens eine Durchführung des Gesetzes aufgeschoben wurde. Aber im Vorjahre (1933) ging die Tschechische Universität unter ihrem Rektor Domin rücksichtslos zum Angriff über und ließ im Grundbuch das Eigentumsrecht an dem Carolinum (einem Gebäude, in welchem sich seit jeher die deutsche juristische Fakultät, sowie die großen Aulen und das Rektorat befinden) auf die Tschechische Universität überschreiben. Gleichzeitig verlangte er die Uebergabe des Gebäudes in die Verwaltung der Tschechischen Universität. Diesmal legte sich die Regierung ins Mittel und der Ausweg wurde dahingehend gefunden, daß das Ministerium für öffentliche Arbeiten die Verwaltung des Gebäudes übernahm. Der deutschen juristischen Fakultät verbleibt nach dem Gesetze das Recht der Benützung der Räume, solange nicht geeignete Ersatzräume beschafft sind.

Man hatte geglaubt, daß man auf tschechischer Seite sich mit dieser Demonstration begnügen werde. Aber weit gefehlt. Der neue Erlaß, in dessen Gefolge am gleichen Tag vom tschechischen Rektorat eine Zuschrift an die Deutsche Universität einlief, daß am 26. v. Mts. der tschechische Universitätsbibliothekar Dr. Vojtasek, der sich an der Seite des Rektors Domin führend in allen Aktionen gegen die Deutsche Universität betätigt hatte, erscheinen und die Insignien, Bilder und Schriften übernehmen werde, ist durch seine Form untragbar und unannehmbar geworden. Für den 28. v. Mts. wurde an der Tschechischen Universität Rektorsinauguration angesetzt, wobei man beabsichtigte, die „Siegestrophäen" zum ersten Mal zu tragen. Der Senat der Deutschen Universität hat sich in Permanenz erklärt, die Forderung nach Uebergabe der bezeichneten Gegenstände in der vorgebrachten Form als unannehmbar bezeichnet und sich zu weiteren Verhandlungen über eine endgültige Lösung der Frage bereit erklärt. Bis dahin sind alle schon angesagten Promotionen und die Rektorsinauguration an der Deutschen Universität abgesagt. Professorenkollegien und Studentenschaft sind in zitternder Erregung und die gesamte deutsche Bevölkerung im Staate, die seit jeher ihre Hochschulen als wichtiges Organ seines nationalen Lebens betrachtet, verfolgt mit größter Sympathie und Entschlossenheit die Abwehrstellung der Universität.

Vor einigen Jahren hat der ausgezeichnete und objektive tschechische Geschichtsschreiber, Prof. Dr. Pekar, eine Lösung der Insignienfrage in der Weise gemacht, daß die derzeit im Besitz der Deutschen Universität sich befindlichen altehrwürdigen historischen Insignien und Embleme wegen ihres Wertes einem Museum einverleibt werden sollen. Beide Universitäten sollen Nachbildungen erhalten, die sie bei gewöhnlichen Promotionen benützen könnten, während ihnen bei feierlichen Anlässen die historischen Insignien leihweise überlassen werden sollen. Das wäre eine Form, auf die die Deutsche Universität eingehen würde, weil dies keine Demütigung und Entrechtung und keine Geschichtsverfälschung beinhalten würde. Im Interesse des nationalen Friedens im Staate wäre es zu wünschen, daß die Regierung sich auf ihre Pflicht besinnt und dieses Kompromiß zur Durchführung bringt.

Die Unruhen in Prag

Insignien übergeben

Prag, 27. November. Gestern hat der Rektor der Prager deutschen Universität, Professor Dr. Großner, mit dem Innenminister Vereinbarungen getroffen, die mit der Uebereichung der Insignien zusammenhängen. Aus dem Unterrichtsministerium ist dann gestern mittag eine Abordnung erschienen, die aus einem Präsidialchef, zwei Sektionschefs und einem Ministerialrat bestand, um im Rektorat der deutschen Universität vorzusprechen. Es wurden der Kommission nunmehr die Insignien übergeben. Die Insignien bestehen aus 15 goldenen Ketten der akademischen Würdenträger, alten goldenen Zepter des Rektors, vier Zepter der einzelnen Fakultäten und einem alten Siegel aus dem Jahre 1343. Die alten Gewänder und Bilder verblieben in den Händen der deutschen Universität. Die Uebergabe erfolgte sehr feierlich. Es wird bekannt, daß die Insignien noch im Lauf des heutigen Dienstag der tschechischen Universität übergeben werden. Für die Auffassung unter der tschechischen Studentenjugend ist bezeichnend, daß sie nach der Uebergabe eine Art Siegesfeier auf dem Wenzelsplatz veranstaltete.

Am Abend kam es dann abermals zu Zusammenrottungen von Studenten und nichtstudierenden Elementen auf dem Wenzelsplatz. Obwohl die Wachen sofort einschritten, gelang es nicht den Platz zu säubern, so daß durch ein Trompetensignal die Verwendung des Gummiknüppels angekündigt wurde. Ein Teil der Demonstranten zerstreute sich, der Rest wurde mit dem Gummiknüppel auseinander getrieben. 15 Personen sind verhaftet worden.

Im Zusammenhang mit den Ausschreitungen in Prag kam es zu Kundgebungen in der Wiener Universität. Zahlreiche Studenten versammelten sich in der Universität und nahmen gegen die Tschechen Stellung. Rufe wie: „Nieder mit den Tschechen, nieder mit der tschechischen Presse", wurden laut. Die Polizei schritt ein und zerstreute die Ansammlungen. Größere Gruppen von Studenten zogen dann vor die Verlagsgebäude der im tschechischen Besitz befindlichen Zeitungen „Die Stunde" und „Der Tag"; andere versuchten, zur tschechoslowakischen Gesandtschaft vorzudringen. Die Polizei drängte die Studenten ab und löste die Züge auf.

Der Saar-Lösung entgegen

Es ist bezeichnend für die Art, wie in unserem alten Europa das Friedensproblem die fernliegendsten Angelegenheiten zusammenbringt, daß im Augenblick der alarmierenden südslawischen Note die internationale Presse mit einer gewissen Genugtuung die ersten Anzeichen der Entspannung an der Saar feststellt. Man kann sogar sagen, daß der französische Außenminister Laval selbst die positive Betrachtung dieser deutsch-französischen Angelegenheit zu teilen scheint, und zwar sicherlich nicht ohne Zusammenhang mit seinen südöstlichen und den vielleicht noch dazu kommenden polnisch-russischen Sorgen. Wenn auch der Nachfolger Barthous dessen Denkschrift vom September nicht verleugnet, so hat sich für ihn und für die gesamte sachlich denkende Oeffentlichkeit die Fragestellung an der Saar doch wesentlich verändert. Barthou glaubte, in allererster Linie der ganz unwahrscheinlichen Entscheidung der Saarländer für den Status quo das Wort reden zu müssen, und begründete diese wenig fruchtbare Haltung mit einer angeblich drohenden Terrorisierung der Abstimmung durch Deutschland. Noch vor wenigen Wochen fühlte sich Frankreich einer Putschgefahr wegen zu direkten militärischen Vorbeugungsmaßnahmen veranlaßt und fand dabei in England manchen Beifall. Heute dagegen beglückwünschen sich gerade die Engländer dazu, daß die unzweideutige Friedenswilligkeit des nationalsozialistischen Reiches und die bewundernswerte Disziplin der Saarbevölkerung selber es ermöglichen, nicht von Krieg und Kriegsgefahr, sondern von praktischen Wegen zur Lösung der Saarangelegenheit zu sprechen.

Es kommt selten vor, daß eine Vertagung Gutes bedeutet. Dies ist jedoch ausgesprochen der Fall bei den verlängerten Beratungen der Saar-Dreierkommission in Rom und der ihr angegliederten wirtschaftlich-finanziellen Sonder-

ausschüsse, die ihrerseits eine Verschiebung der Genfer Saar-Debatte des Völkerbundsrates auf Anfang nächster Woche nötig gemacht haben. Die guten Zeichen sind vor allem darin zu sehen, daß die deutsche und die französische Regierung sich kurzerhand dazu entschlossen haben, die bei einer Rückgliederung des Saargebietes ans Reich auftretenden Wirtschaftsfragen schon jetzt ernstlich zu prüfen. Während z. B. der Rückkauf der Saargruben in Barthous Denkschrift lediglich im negativen Sinn, nämlich als ein weiteres Argument für die Erschwerung der politischen Rückkehr zu Deutschland, erwähnt war, unterhalten sich jetzt unter der Oberhoheit der Dreierkommission besonders qualifizierte deutsche und französische Sachverständige bereits eingehend über Deutschlands wirtschaftliche Verpflichtungen und Möglichkeiten in diesem Fall. Das besonders heikle Devisenproblem erscheint dabei wenigstens zum Teil erleichtert durch Mitheranziehung der im Saargebiet gegenwärtig umlaufenden Frankenwährung, die sich bekanntlich auf etwa 10 Millionen Goldmark beziffert. Darüber hinaus liegt es natürlich auf der Hand, daß zwischen Deutschland und der deutschen Wirtschaft einerseits und den heutigen französischen Besitzern der Saargruben andererseits die theoretische Abrechnung praktisch nicht unbeeinflußt bleibt von den Wünschen einer kommenden vernünftigen Zusammenarbeit des ganzen Bergbaugebietes Lothringen - Saar - Luxemburg mit dem Ruhrgebiet. Denn wichtiger als das Recht auf Abrechnung bleibt auch in diesem Fall der Aufbau einer produktiven Zukunft.

Während so in Rom die Lösungen besprochen werden und in Genf die Saar-Entspannung im Interesse des europäischen Friedens begrüßt wird, ist die Lage an Ort und Stelle, d. h. die Stimmung im Saargebiet selber, noch immer aufs höchste gespannt. Gerade dieser Tage hat Herr Knox es für nötig gehalten, die an sich schon sehr weitgehenden Verpflichtungen der Beamtenschaft zur „Neutralität" noch wesentlich zu verschärfen. Die Beamten werden selbstverständlich diesem Gebot zur völligen Zurückhaltung korrekt nachkommen, und die Deutsche Front hat diese Notwendigkeit sofort in einem Aufruf an die Beamtenschaft unterstrichen. Um jedoch zu begreifen, welche seelische Belastung auch dieses neue Verbot der Regierungskommission im Saargebiet bedeutet, muß man sich zweierlei vor Augen halten. Erstens handelt es sich gar nicht mehr um einen eigentlichen Abstimmungskampf, da die überwältigende Entscheidung für Deutschland in Wirklichkeit von Freund und Feind gar nicht mehr bestritten wird. Zweitens haben aber gerade die deutsch fühlenden und angestammten Beamten das bittere Gefühl, daß die neuen Bestimmungen zwar sie alle treffen, dagegen nicht jene kleine Zahl von außen hereingeholter politischer „Beamter", die weder Franzosen noch Deutsche, und schon gar keine Saarländer sind. Die Emigranten aus dem Reich und die fremdländischen Einzelnen, die sich in Polizei und Verwaltung haben anwerben lassen, stehen leider in dem Verdacht, daß sie eine politische Parteinahme nicht immer vermeiden, und zwar gerade innerhalb ihrer Amtstätigkeit. Während die vielen alten Beamten, denen es nur um peinlich genaues Versehen ihres Dienstes geht, in ihrer privaten Eigenschaft als deutsch denkende Männer behindert, wenn nicht gar verdächtigt werden, wird wenig oder nichts getan, um die Unparteilichkeit im Umkreise der Regierungskommission über allen Zweifel sicherzustellen. Der einzige Trost in diesen unerquicklichen Zuständen liegt darin, daß die Frist bis zum 13. Januar nur noch kurz und die Disziplin in der Bevölkerung, gerade mit Rücksicht auf die unbehinderte Rückkehr nach Deutschland, unerschütterlich ist.

Nichts ist so gefährlich, als wenn eine einzelne politische Frage droht, sich selbständig zu machen und in der übertriebensten Form die Gemüter zu erhitzen. Mit der Saarfrage schien es eine Zeitlang so gehen zu sollen, obwohl in diesem Fall ausnahmsweise einmal der Versailler Vertrag selbst die reibungslose Liquidierung eines Ausnahmezustandes vorgesehen hat. Deutschland allerdings steht auf dem Standpunkt, daß es eine „Saarfrage" nie gegeben hat, und daß es gerade deswegen einen Saarkonflikt im Völkerbund bzw. einen Streit zwischen Deutschland und Frankreich gar nicht geben darf. Wenn Laval an der Saar das deutsche Recht anerkennt, statt wie eine gewisse Pariser Presse von dem drohenden unerträglichen Prestigeerfolg des Nationalsozialismus zu sprechen, dann wird er auf deutscher Seite jedes notwendige und vernünftige Entgegenkommen finden. Auch an der Saar muß der Friede Europas gerettet werden.

‚Polen und Deutschland'

Am Donnerstag veranstaltete der deutsche Reichssender Breslau ein Konzert unter dem Titel „Deutsche Volksmusik". Dieses Konzert wurde auf die polnischen Sender Warschau, Krakau, Posen, Wilna, Lodz und Lemberg übertragen. Es bedeutete zugleich den Auftakt für die vom Intendanten des Reichssenders Breslau, Hans Kriegler, geschaffene Sendereihe „Polen und Deutschland". Der Intendant sprach während des Konzerts zu dieser Vortragsreihe einleitende Worte, die auch ins Polnische übersetzt wurden. Er führte in seiner Ansprache u. a. folgendes aus:

„Vor nicht allzu langer Zeit ging durch die gesamte deutsche und auch ausländische Presse die Nachricht von einem deutsch-polnischen Rundfunkabkommen. Damit soll und wird die freundschaftliche Annäherung zwischen diesen beiden Staaten auf kulturellem Gebiet fortgesetzt werden, die bereits auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete durch die Initiative unseres Reichskanzlers Adolf Hitler angebahnt wurde.

Dieses Abkommen ist für den Bereich des Reichssenders Breslau von großer Bedeutung, denn er ist von sämtlichen deutschen Reichssendern Polen am nächsten gelegen und kann daher auf Grund seiner guten Hörbarkeit in Polen durch seine Sendungen am besten im Sinne dieses Abkommens wirken.

Ein verheißungsvoller Auftakt ist bereits durch den Austausch von Konzerten gemacht worden. Am 24. Oktober übernahm der Reichssender Breslau ein Chopin-Konzert und heute abend übernehmen die polnischen Sender Warschau, Krakau, Posen, Wilna, Lodz und Lemberg ein Konzert guter deutscher Volksmusik vom Reichssender Breslau.

Aber damit nicht genug. Bereits vor Monaten gab ich meinen zuständigen Arbeitern den Auftrag, eine Vortragsreihe unter dem zusammenfassenden Titel „Polen und Deutschland" auszuarbeiten. Allwöchentlich wird nun beim Reichssender Breslau ein Vortrag aus dieser Reihe zur Sendung gelangen. Diese Vortragsreihe ist nicht starr, sondern sie kann jederzeit beliebig abgeändert und ergänzt werden.

Die Vorträge sollen alle wichtigen und wissenswerten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen beider Länder behandeln.

Geschichte der deutsch-evang. Gemeinde Slawitz

Ansprache anläßlich des 60jährigen Kirchweihjubiläums in Baginsberg, gehalten von Filip Heuchert, Landwirt in Slawitz bei Kolomyja.

Verehrte Festgenossen!

Sechzig Jahre sind nun seit dem Erstehen unseres lieben Gotteshauses in die Ewigkeit versunken, und Baginsberg hat alle Ursache, diesen Tag besonders festlich zu begehen. Nicht weniger Ursache dieses Jubelfest mitzufeiern hat aber auch die Gemeinde Slawitz! Ist doch Slawitz seit der Gründung bis zum heutigen Tag ein Glied der Muttergemeinde der evang. Kirchengemeinde Kolomyja gewesen.

Herr Kurator Kohl hat uns auf Grund der alten Urkunden über die Geschichte der Gemeinde Baginsberg ein sehr schönes Bild entrollt. Slawitz besitzt leider nicht ein einziges altes Schriftstück. Aber weil ich mich schon als Knabe und später als ganz junger Mann um diese Sache mit besonderer Vorliebe interessierte, will ich versuchen im Traditionswege, also auf Grund der vielen, ganz genau übereinstimmenden Aussagen alter Männer, die seit Jahrzehnten nicht mehr da sind, etwas über die Geschichte der Gemeinde Slawitz zu erzählen.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, nach meiner Berechnung etwa in den Jahren 1825 bis 1830, da wurde Slawitz auf dem Gute des polnischen Gutsbesitzers „Sławiński", nach dessen Namen auch das Dorf benannt wurde, von acht, zumeist aus Josefsberg und Ugartsberg stammenden deutsch-evang. Familien angesiedelt.

Das Gut Sławińskis lag in unmittelbarer Nähe südwestlich dem Gute Bagińskis (dem heutigen Baginsberg), und grenzte im Norden an das Bächlein Redelówka, im Süden an den Bach Czarny Potok, und wurde im Osten und Westen von je einem tiefen Graben, die auch heute noch zu sehen sind, in seinen Grenzen eingeschlossen. Mitten hindurch, und zwar von Ost nach West, zog auch damals schon die Straße Kolomyja—Słobódka leśna. Auf der südlichen Seite dieser Straße, und zwar in dem heutigen Garten unseres Schmiedemeisters Herrn Filip Bollenbach, stand der Gutshof, während sich auf der nördlichen Seite dieser Straße die Ansiedler zunächst kleine Nothäuser bauten. Die Gemeinde Slawitz bestand also zu Beginn nur aus einer Häuserreihe.

Die Ansiedler von Slawitz hatten aber außer dem erlegten Kaufschilling für ihr Feld auch noch die Verpflichtung übernommen, so und soviele Fröhntage teils mit der Hand, teils mit der Fuhre unentgeltlich zu leisten. Das war die sogenannte „Pańszczyzna" oder auch „Robot" genannt. Zu deutsch vielleicht: Zwangsarbeit oder Verpflichtungsarbeit.

Später übergab Herr Sławiński dieses Gut samt den Verpflichtungen seinem Schwiegersohne Zaleski, und als dann von der österreichischen Regierung die „Pańszczyzna" aufgehoben wurde, wollte Herr Zaleski von dieser Aufhebung nichts wissen und zwang seine Leute auch weiter noch zu dieser unentgeltlichen Arbeit. Er konnte es tun, denn Kolomyja besaß damals kein Gericht, und wie man auch heute noch oft zu sagen pflegt: „Zum Kaiser war's zu weit und zum Herrgott zu hoch!" Wer wußte davon, daß die Slawitzer Ansiedler noch Robotdienste leisteten? Welche Qualen diese Robotdienste für die Ansiedler gewesen sein mochten, davon kann man sich ein Bild machen, wenn man bedenkt, was es heißt, daß sich damals drei beherzte Männer in Slawitz fanden, die den Mut hatten, trotz allem ihre Beschwerden dem Kaiser vorzubringen. Ob diese drei Männer nach Wien fuhren, oder ob sie anläßlich eines kaiserlichen Besuches in Kolomyja dem Kaiser nahe treten durften, das weiß ich nicht — und das wird der Nachwelt wohl für alle Zeit verschlossen bleiben. Soviel wurde mir aber gesagt: Als die drei Männer zum Kaiser kamen, da erschraken sie derart, daß dem Sprecher jener Deputation schon die ersten Worte im Halse stecken blieben. Aber Kaiser Franz Josef, als ganz junger Mann, soll dem erschrockenen Sprecher beide Hände auf die Schultern gelegt und gesagt haben: „Fürchten Sie sich nicht, erzählen Sie nur alles, was Sie auf dem Herzen haben." Und da faßten die Männer Mut, und stockend, in abgerissenen Sätzen, brachten sie dem Monarchen ihr Anliegen restlos vor. Als sie geendet hatten, sagte der Kaiser freundlich: „Gehen Sie nur nach Haus, es wird alles gut werden." Und richtig: bald darauf kam ein kaiserl. Erlaß, wonach den Ansiedlern von Slawitz nicht nur ihr Anwesen in ihr rechtmäßiges, unantastbares Eigentum grundbücherlich einverleibt, sondern auch jede „Pańszczyzna" für alle Zeit grundsätzlich aufgehoben wurde. Slawitz war also endlich frei. Herr Zaleski verkaufte bald darauf auch sein Restgut und zog nach Lemberg, und mein Großvater (mütterlicherseits) Peter Schärer sammelte unter den Käufern des Restgutes die alljährlich fälligen Raten und fuhr sie nach Lemberg; die letzte Rate im Betrage von 400 Gulden österreichischer Währung fuhr er nach Stryj, wohin Herr Zaleski mittlerweile übersiedelt war.

Um dabei mit der notwendigen Objektivität vorzugehen, sollen nicht nur deutsche Wissenschaftler und prominente Persönlichkeiten zu Worte kommen, sondern auch anerkannte Persönlichkeiten Polens.

Wir werden sie nach Breslau kommen lassen, damit sie von hier aus das Wort ergreifen können. Diese Vortragsreihe soll selbstverständlich weiter durch den Austausch von Konzerten aufgelockert werden, ja ich glaube, daß es in absehbarer Zeit möglich sein muß und wird, auch vom Reichssender Breslau aus Funkberichte in Polen zu machen, ebenso wie es möglich sein wird, daß Polen Funkberichte in Deutschland macht.

Dies würde der gangbarste Weg sein, um allen Interessierten zu zeigen, wie es im Staate eines Marschall Pilsudski und im Staate eines Adolf Hitler aussieht."

Intendant Kriegler schloß seine Ansprache mit den Worten: „Möge das Ziel, das wir uns mit dieser Vortragsreihe gesteckt haben, erreicht werden, nämlich die Vermittlung der Kenntnisse über die Eigentümlichkeiten und Besonderheiten beider Länder. Eine weitere Annäherung zwischen Polen und Deutschland soll unter Beweis stellen, daß es uns mit einer wirklichen Annäherung zwischen diesen beiden benachbarten Ländern ernst ist."

Generalsuperintendent Bursche über die Lage der evangelischen Kirche in Polen

Am 20. November beging Generalsuperintendent D. Bursche in Warschau den 50. Jahrestag seiner Ordination. Aus diesem Anlaß veröffentlichte das Warschauer Wochenblatt „Zwiastun Ewangeliczny" eine Unterredung, in der der Generalsuperintendent sich über einige aktuelle Fragen der gegenwärtigen kirchlichen Lage äußerte. Wir entnehmen der Unterhaltung folgende interessante Einzelheiten:

Der Generalsuperintendent bezeichnet es als besonders schwierig, daß trotz seiner 10jährigen Bemühungen noch immer keine Regelung des Verhältnisses der Kirche zum Staat erfolgt sei. Die Kirche müsse weiterhin nach dem veralteten russischen Recht von 1849 verwaltet werden und es bestehen keine Möglichkeiten, die Laien zur Mitarbeit heranzuziehen oder Synoden mit Laienmitgliedern zu berufen. Auch in finanzieller Hinsicht stände es sehr schlecht. In den ländlichen Gemeinden und in den kleinen Städten lebten die Pfarrer infolge der wirtschaftlichen Krise unter schweren materiellen Bedingungen. Trotzdem habe sich das kirchliche Leben erfreulich entwickelt und ausgebaut. Die Zahl von 57 Pfarrern im Jahre 1919 habe sich auf 166 erhöht. Von diesen hat Bursche in den 25 Jahren seiner Tätigkeit als Generalsuperintendent allein 140 ordiniert.

Ueber die schwerste Periode seiner Amtszeit befragt, meinte der Generalsuperintendent, daß er dazu die Jahre von 1920 bis 1922 rechne, als die verfassungsgebende Synode den Kampf der deutschen und polnischen Evangelischen gebracht hatte. Es sei ihm aber noch gelungen, die Spaltung aufzuhalten, die doch keine richtige Trennung gebracht hätte, denn es gäbe Gemeinden, in denen die älteren Leute sich noch zum Deutschtum bekennen, während die Jungen sich mehr oder weniger als Polen fühlen. Seit zwei Jahren wäre der Nationalitätenkampf wieder aufgebrochen, und zwar zum Teil infolge der Mißverständnisse, die der Kirchengesetzentwurf veranlaßt hätte.

Auf die Frage nach seiner Ansicht über die Zukunft des Protestantismus in Polen, äußerte sich der Generalsuperintendent wie schon öfters dahin, daß der Protestantismus im allgemeinen und der polnische im besonderen eine Sendung in Polen hätte. Die Eigenschaften, die ihn auszeichnen, namentlich die Freiheit des Gewissens seien dem Lande Polen unbedingt notwendig. Seine ganze Lebensarbeit hätte dem Wunsche gegolten, zu beweisen, daß die Evangelischen in Polen keine Fremden sind, sondern dazu gehören und daß auch ihr Glaube Polen von Nutzen sein würde.

Aus Stadt und Land

Lemberg. (Schwimmen im Winter.) Am 1. 12. d. Js. wurde endlich die Schwimmhalle eröffnet und allen Wasserratten ihr Element geboten. Allen andern ist Gelegenheit gegeben, beim Schwimmunterricht das Schwimmen zu erlernen. In der Schwimmhalle herrscht normale Temperatur, heiße Brausen! Eintritt 25 Gr. Tag — nach Besprechung, 19—20 Uhr. Bitte, melden Sie sich gleich beim Vis-Sportwart. Montag 14,30—18,15, Dienstag 17,30 bis 19,00 Mittwoch 17,30—20,30, Donnerstag 17,30 bis 20,00, Freitag 12,00—13,30, Samstag 13,00 bis 13,30 im Turnsaal der Evang. Schule, außerdem Dienstag 19—21 Uhr im „Frohsinn"-Heim, Zielona 30.

Die Ski-Gymnastik soll den ganzen Körper planmäßig auf die Einnahme von Skiaufstellungen und die Durchführung von Skilauf-Bewegungen einschulen. Betreibe sie, bevor es zu spät wird.

Herrenturnen Mittwoch 19 Uhr, Damenturnen Donnerstag, 18,30 Uhr, im Turnsaal der Evang. Schule.

„Vis"-Sportwart.

Lemberg. (Katholischer Gottesdienst.) Den deutschen Katholiken wird zur freundlichen Kenntnis gebracht, daß am 12. Dezember d. Js. eine Morgenandacht um 8 Uhr früh und am 31. Dezember d. Js. eine Abendandacht um 5 Uhr nachm. in der Seitenkapelle der Jesuitenkirche, Eingang von Rutowskiegostraße, in deutscher Sprache stattfindet.

Lemberg. (Heldenehrung des V. D. H.) Totensonntag! So weit das Auge reicht, schlummernde, träumende Natur. Unsere Gedanken schweifen zurück in längst vergangene Tage, weilen bei unseren Lieben, die der Rasen des Gottesackers seit langem deckt. Wir gedenken der tapferen Gefallenen des österreichischen und deutschen Heeres des Großen Krieges.

Totensonntag! Der V. D. H. Lemberg ist vollzählig angetreten, um den Helden für ihre Treue und Vaterlandsliebe bis in den Tod zu danken. An dem den Heldenfriedhof weit überragenden Kreuz wird ein Kranz mit der Schleife des „Volksbundes deutsche Kriegergräberfürsorge" niedergelegt. Der Vereinsvorsitzende richtet Worte des Gedenkens und der Mahnung

---

Die Kinder, die in Slawitz geboren wurden, wurden mangels eines evang. Pfarramtes in Kolomyja vom griechisch-kath. Pfarrer in Kolomyja getauft, und besuchten die deutsche Privatschule in Baginsberg. Brautpaare fuhren sehr oft mit dem Wagen nach Czernowitz, wohin Kolomyja pfarramtlich gehörte, um von dort als Mann und Weib wieder zurückzukehren. Und die Leichen aus Slawitz wurden auf dem Friedhofe in Baginsberg zur letzten Ruhe bestattet.

Im Laufe der Zeit vergrößerte sich die Gemeinde Slawitz, und so faßten unsere Väter — heute kann man zum großen Teile sagen: unsere Großväter — den Gedanken, um ihren Kindern den Schulbesuch zu erleichtern, eine eigene Schule zu bauen. Wie schwer es aber zu jener Zeit gewesen sein mag, an den Bau einer Schule zu denken, das können wir erst dann so recht ermessen, wenn wir daran denken, daß es damals nicht so viel Vereine gab, die den notleidenden Gemeinden da und dort, wie heute, helfend unter die Arme greifen konnten. Es war vielmehr jede Gemeinde mehr oder weniger auf sich selbst angewiesen, und so dürfen wir uns heute durchaus nicht wundern, wenn dieser Gedante erst nach vierzig Jahren des Bestandes der Gemeinde endlich in die Tat umgesetzt werden konnte.

Im Jahre 1865 kaufte Slawitz ein Grundstück im Ausmaße von zwei Joch Feld und baute später ein Haus darauf, das für eine Schule bestimmt war; aber noch vor seiner Vollendung mußte dieses Haus — wahrscheinlich aus finanziellen Gründen — an einen Pferdehändler zwecks Unterbringung seiner Pferde verpachtet werden. Erst nach zwei Jahren wurde der Bau weitergeführt und beendet, so daß im Jahre 1873 mit Gottes Hilfe das erste Schuljahr in Slawitz eröffnet werden konnte. Als ersten Lehrer berief die damalige Gemeinde Slawitz Herrn Lehrer Filip Decker aus Augustdorf bei Sniatyn, bei dem auch ich noch in seinem letzten Dienstjahre das „i" vom „u" unterscheiden lernte, und der bis zu seinem Feierabend durch 19 Jahre ununterbrochen zur vollsten Zufriedenheit der ganzen Gemeinde wirken konnte. Ihm folgten dann noch bis zum Jahre 1922, in welchem Jahre die Schule in Slawitz schon umgebaut werden mußte, acht Lehrer, von denen einer, und zwar Herr Lehrer Adolf Fritz, dessen Witwe heute noch in ihrer Heimat Josefsberg lebt, in unserer Gemeinde verstarb. Im Jahre 1874 opferte Slawitz als vierten Teil der Muttergemeinde bei dem Bau der Kirche in Baginsberg mit, und im Jahre 1878 kaufte Slawitz auch noch einen eigenen Friedhof. Wir sehen also, daß die Geschichte der Gemeinde Slawitz eine Fülle schwerer, aufopfernder Arbeit in sich birgt, und wir müssen heute die Opferwilligkeit unserer Väter, unserer Großväter mit vollem Ernst bewundern. Ja wir würden gut tun, wenn wir uns der Opferwilligkeit unserer Ahnen auch für die Erhaltung unserer Schule ein Beispiel nehmen wollten.

Slawitz glaubte, nun bessern Zeiten entgegen sehen zu dürfen. Da brach das größte Unglück aus, das die Gemeinde in der Geschichte zu verzeichnen hat.

Am Pfingstmontag des Jahres 1888, als die slawitzer Kirchenbesucher auf dem Heimwege aus Baginsberg im Felde waren, da stieg plötzlich draußen am äußersten Ende unseres lieben Dörfleins eine mächtige Rauchwolke gen Himmel, die sich bei dem stark herrschenden Winde in wenigen Augenblicken in ein furchtbares Flammenmeer verwandelte, und am Abend war das schon blühende Dörflein nur noch ein rauchender Schutt- und Trümmerhaufen. Mehr als die Hälfte sämtlicher Wohn- und Wirtschaftsgebäude, der sichtbare Lohn jahrzehntelanger Arbeit war von den unbarmherzigen Flammen dahingerafft, vernichtet, in ein rauchendes Nichts. Ein trauriges Pfingstfest! Bei meinem Onkel Peter Heuchert, wo dieses Feuer entstand, verbrannten nicht weniger als zehn Stück Vieh, zwei Pferde, zwei Fohlen, vier Kühe und zwei Stück Jungvieh. Und mit knapper Müh' und Not wurde, fast bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, er selbst aus den Flammen gezogen. Tränen hatte es da wohl gegeben; aber war Slawitz schon früher eine ruhige Gemeinde, hatten unsere Ahnen auch früher schon im allgemeinen Interesse zu arbeiten gelernt, hatten unsere Väter bei dem Schulbau die Losung gefaßt: „Einer für Alle, und Alle für Einen", so galt es nun diesen Wahlspruch zu erneuern, und jetzt erst recht zu zeigen, wozu auch ein allgemeines Unglück dienen kann. Und so gelang es, mit Gottes- und gegenseitiger Menschenhilfe, daß bis zum Einbruch des nächsten Winters kein fremdes Dach mehr benützt zu werden brauchte. Und heute? Verehrte Anwesende! Trotzdem ein großer Teil der heutigen Slawitzer jenes Unglück mit eigenen Augen nicht geschaut hat, können wir doch auch in unsern Tagen kein Pfingstfest feiern, ohne uns zu erinnern an jenes traurige, furchtbare Unglückspfingstfest im Jahre 1888.

Möge uns der Himmel für alle Zukunft von solchen und ähnlichen Unglücksfällen verschont sein lassen, möge Slawitz ein gesegnetes Dasein beschieden sein, und möge es unserer Nachwelt vergönnt sein, unter denselben Verhältnissen wie wir heute, auch dereinst das hundertjährige Jubiläumsfest des Bestandes ihres, von unsern Vätern im Jahre 1874 erbauten Gotteshauses zu feiern.

an die Versammelten. Das Lied vom „Guten Kameraden“ beschließt die schlichte und doch so würdige Heldengedenkfeier.

Rosenheck bei Mariahilf. (Besuch des Wanderlehrers vom 16. 10. bis 28. 10.) Durch fast zwei Wochen verweilte hier der Wanderlehrer des V. d. K. Stanislau. Seine Aufgabe war, mit der Jugend zu arbeiten nach dem Grundsatze des V. d. K.: deutsche Volkstumsarbeit auf dem Boden der christlich-katholischen Religion.

Die Scheu der Jugend gegenüber dem Wanderlehrer verschwand bald, als diese sah, daß der Wanderlehrer mit ihr fühlen und zu denken vermag und es dauerte nicht lange, da war auch ein herzliches Einvernehmen hergestellt. Es kamen zwar durchschnittlich nur 15 Mädchen und Burschen zu den Abenden, aber diese kamen immer und regelmäßig. Warum die restlichen nicht kamen? Wir wissen es nicht, hoffen aber, daß sie nächstens auch nicht fehlen werden.

Elf Tage bzw. Abende sind verhältnismäßig eine kurze Zeit für Jugendarbeit, aber doch wurde eine ganze Menge erarbeitet. Einige Zahlen sollen sprechen: Außer fünf Vorträgen („Warum sollen wir deutsch bleiben?“, „Ueber das deutsche Volkslied“, „Ueber Bildung“, „Schillers Balladen“, „Was will der V. d. K.?“) wurden 10 neue Lieder und Kanons, 12 Volkstänze und 6 Gesellschaftsspiele eingeübt. Selbstverständlich hat der Wanderlehrer keine Propaganda für den Protestantismus oder gegen den Staat betrieben, auch hat er keine Gassenhauer eingeübt (er selbst kennt keine), wie das undeutsche oder nicht deutsch denkende Menschen behaupteten.

Hervorgehoben sei auch hier, daß die Rosenhecker Jugend, die an den V. d. K.-Abenden teilnahm, einen guten Eindruck gemacht hat. Wir haben auch nur einen Wunsch und dieser ist: die Jugend möge stets eingedenk sein, daß sie deutsch ist und als deutsche Jugend die heilige Pflicht und das Recht hat, sich nie aus der Gemeinschaft aller Deutschen auszuschließen, sondern mitzuarbeiten in einem Verbande, der nur ihr Bestes will. Hoffentlich ist auch der Tag nicht fern, wo auch die gesamte Rosenhecker Jugend dem V. d. K. als Mitglieder angehören wird!

Stryj. (Geburtstagsfeier.) Am 10. November feierte der Jugend- und Singverein in Stryj die Geburtstagsfeier seines Obmannes Herrn Schulrat Butschek, der am 9. November sein 79. Wiegenfest begehen durfte. Um 7 Uhr abends versammelten wir uns in dem geschmückten kleinen Saal des Gemeindehauses, um noch einige Vorbereitungen zu treffen. Als der Schulrat um 8 Uhr erschien, sang der Verein zur Begrüßung unter Leitung des Chormeisterstellvertreters Lehrer Walter das Lied: „Herr zu Dir, wir nah'n mit Loben“, worauf Frl. Wagner ein Gedicht zu Ehren des Geburtstagskindes vortrug. Nach ihr sprach Lehrer Walter Worte des Dankes für alle bisherige Arbeit, die der greise Jugendführer bis nun geleistet hatte. Nun nahm die ganze Korona Platz, bei Tee, Brötchen, Gebäck und Obst. Im Laufe des gemütlichen Beisammenseins ergriff Herr Pfarrer Ladenberger das Wort und mahnte die Mitglieder zur Treue und Ausdauer. Er dankte vor allem dem Herrn Schulrat für seine Arbeit, die er der Jugend widmete und die nur bei so großer Treue des Chormeisters gelingen konnte, verlangte aber von den Mitgliedern mehr Pflichtbewußtsein und Eifer für diese Sache. Er forderte endlich alle auf, sich von den Plätzen zu erheben und auf das Wohl des Herrn Schulrat ein dreimaliges Hoch auszurufen. Obzwar es ihm schwer fiel, antwortete doch unser hochverehrter Chormeister, indem er für die Feier dankte und versprach, bis an sein Lebensende dem Vereine mit seiner Arbeit zu dienen, wenn ihm nur Gott die Kraft dazu schenken werde. Es gab nach dem ernsten Teile der Feier noch manche Zerstreuung bei fröhlichem Singen und Spielen, so daß die Anwesenden bis zur Mitternacht mit ihrem Nestor beisammen waren. Mit dem Liede: „Ade zur guten Nacht“ fand das Fest seinen Abschluß.

Stryj. (Lutherfeier.) Am Sonntag, dem 18. November, fand hier in Stryj eine Lutherfeier statt, an der sich die Schuljugend und die Gemeindeglieder in großer Zahl beteiligten. Schon vorher, am 31. Oktober, hatte sich die Gemeinde zu einem Reformationsgottesdienst in der Kirche zusammengefunden — diesmal sollte im Rahmen eines der sonntäglichen Familienabende der Reformator selbst vor unsere Augen treten. Herr Oberlehrer Wagner leitete den Abend ein. Schon lange vor Luther habe ein Mann Großes für das deutsche Volk getan: Karl der Große, der die auseinanderstrebenden Stämme des Nordens und Südens mit starker Hand zusammengehalten habe und so zur Entstehung eines großen deutschen Reiches Entscheidendes geleistet habe. Aber erst Luther hat dieses Werk vollendet, indem er den verschiedenen Stämmen das einigende Band schenkte: die gemeinsame Sprache seiner Bibelübersetzung. Es folgten zwei Gedichte, die von Mädchen der 5. Klasse vorgetragen wurden sowie das Lied „Lobet den Herren“, gesungen von dem Schülerchor der Volksschule. Darauf hörten wir eine kurze Ausführung über Luther den Deutschen. Hier wurde nicht Luthers Nationalbewußtsein verherrlicht, wie es in dem Kampf gegen Rom, die Juden und Türken allerdings deutlich genug zum Ausdruck kommt, sondern vielmehr der Zug des deutschen Wesens gezeigt, der Luther in besonderer Weise half, das Evangelium wiederzufinden. Das war seine Ehrlichkeit. Sie ließ ihn nicht zur Ruhe kommen über der katholischen Lehre, daß der Mensch nach der Beichte rein sei von allen Sünden, sondern trieb ihn immer wieder in neues Suchen und Fragen, bis er endlich das von so viel fremder Lehre und Täuschung verschüttete Evangelium wiederfand.

Ein zweiter Vortrag führte uns Luther als den Begründer der Volksschule vor Augen. Herr Schulrat Butschek zeigte, wie die Ausschaltung des Priesters als des Vermittlers zwischen Mensch und Gott mit Notwendigkeit zur Uebersetzung der Bibel führte, und wie wieder das Vorhandensein der deutschen Bibel die Gründung von Schulen zur Folge hatte, — denn die Bibel kann nur lesen, wer überhaupt lesen kann. Die deutsche Schule ist aus dem protestantischen Geist geboren, der sich dagegen wehrt, daß zwischen die eigene Seele und Gott eine Priesterschaft tritt, — der selbst zu den Quellen des Lebens vordringen will. Darum werden sich auch unsere Volksschulen nur dann ihres Gründers würdig erweisen, wenn in ihnen und unter uns allen dieser protestantische Geist lebt und immer wieder von neuem lebendig wird.

Es folgte dann der Hauptvortrag über Luther als Glaubensheld. Herr Pfarrer Ladenberger wies darauf hin, daß, so groß Luther auch auf anderen Gebieten gewesen sei, seine eigentliche Größe doch darin bestand, daß er ein Held des Glaubens war. Ausführlich wurde den Kindern Luthers Mut geschildert, der alle Gefahren gering achten und alle Schwierigkeiten überwinden ließ. Aber ebenso eindringlich wurde dann uns Erwachsenen gezeigt, wie Luther in den vielen, schweren Fragen, die uns heute bewegen und uns unser Leben als Bekenntnis- und völkische Minderheit so schwer machen, immer wieder die Richtung angibt, in der wir gehen müssen, um unser doppeltes Erbe zu bewahren.

Der Abend schloß mit dem Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“. W. R.

Wola-Oblaznica bei Machliniec. (Besuch des Wanderlehrers vom 30. 10. bis 12. 11.) Seit längerer Zeit hegte die Wolaer Jugend den Wunsch, daß auch mal ein Wanderlehrer zu ihr kommen möge. Diesem Wunsche kam die V. d. K.-Leitung jetzt nach. Die Arbeit des Wanderlehrers fand hier auch besonders fruchtbaren Boden, denn es entstand hier eine Jugendgruppe des Verbandes. Diese Tatsache ist mal wieder ein Beweis dafür, daß unser V. d. K. noch längst nicht seine größte Höhe erreicht hat, daß aber auch die verschiedenen Anfeindungen nicht imstande sind, ihn zu schwächen, sondern im Gegenteil, ihn noch stärken. Bezüglich der neuen Jugendgruppe kann man sagen, daß unsere deutschkatholische Jugend nicht mit geschlossenen Augen umhergeht, sondern genau sieht, was hinter den gemeinen Angriffen steckt. Am Sonntag, dem 11. November, fand abends eine Ortsgruppenversammlung statt. Unter den vielen Erwachsenen stand auch die Jugend zum erstenmal als V. d. K.-Mitglied. Sie sollte heute auch Rechenschaft über die Arbeit von zehn Abenden ablegen.

Eingangs fand anläßlich des 11. November eine Gedenkfeier statt. Der Wanderlehrer legte in einer Ansprache klar, welche Bedeutung dieser Tag für unser Land hat und hob hervor, daß dank der Volkstumskraft das polnische Volk die fast 150jährige Unfreiheit überstanden habe und damit ein Beweis für sein Daseinsrecht brachte. Es wird auch die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, das Land und seine Regierung mögen Herr werden über die kulturzersetzenden Strömungen und über die schwere wirtschaftliche Lage! Dann wurde die Staatshymne gesungen. Anschließend gedachte der Wanderlehrer in herzlichen Worten der Verstorbenen Christoph Weiß und Eduard Mann. Gott hat sie zu sich genommen. Wenn sie auch vom Rasen bedeckt, in ewigem Schlafe ruhen, so weilt doch ihr Geist unter uns. Stets möge uns ihr mannhaftes Eintreten für unseren Volkssplitter in Erinnerung bleiben und uns zur Nachahmung anhalten.

Nach einigen Worten über die Ziele des V. d. K. trug die Jugend die neugelernten Lieder vor. Es wurden nicht weniger als acht Lieder und Kanons dreistimmig und fünf Lieder einstimmig vorgetragen, was für die verhältnismäßig kurze Vorbereitungszeit eine beachtenswerte Leistung für die Wolaer Jugend ist. Außer den Liedern wurden an den zehn Abenden vier Vorträge gehalten und eine Reihe von Volkstänzen und Gesellschaftsspielen eingeübt.

Mit einigen Märchen wurde der Abend fortgesetzt und dann mit einem Glückauf für die Zukunft mit dem Liede: „Fern vom Land der Ahnen“ geschlossen.

Wir können nicht umhin, am Ende unseres Berichtes eine freche Behauptung eines Teilnehmers der Versammlung zurückzuweisen, der behauptete, die Jugend werde vom Wanderlehrer verführt und darum könne man ihr nicht ein „Glückauf“ zurufen. Mit Recht rief diese freche Behauptung einen Sturm der Entrüstung unter den Anwesenden hervor und die Jugend selbst protestierte schärfstens dagegen. Wir fragen: Ist das, was die Jugend an diesem Abend vortrug und alles das, was sie im Laufe der zehn Abende hörte und lernte, ist das Verführung der Jugend? Die beste Antwort wird die Jugend selbst geben.

Zeitschriften

Neue Hefte aus dem Beyer-Verlag

„Der Christbaum ist der schönste Baum ...“ — darum haben Kinder und Erwachsene den Wunsch, ihm ein recht schönes Festgewand zu geben. Welche kleine Herrlichkeiten man selbst schaffen kann, zeigt der vielseitige und reich bebilderte Beyer-Band 222 „Selbstgemachter Christbaumschmuck“. (Verlag Otto Beyer, Leipzig.) Es entstehen in leichter Handfertigkeit, hauptsächlich aus Papier und Pappe geklebt und bemalt, buntleuchtend oder silbern- und goldglitzernde Ketten, Sterne, Behänge in neuartiger, oder dem kindlichen Verständnis angepaßter Form. So kann der Wunderbaum für alle ganz persönlich in seiner Ausgestaltung werden!

„Puppen-Kleidung, genäht, gestrickt, gehäkelt.“ — Beyer-Band 284. Alles, was sich ein Puppenmütterchen für ihre Puppenkinder wünscht, bringt dieser Band: von der zierlichsten Erstausstattung bis zum praktischen Kleidchen des schulpflichtigen Puppenkindes sind alle nötigen Kleidungsstücke gestrickt, gehäkelt, oder aus Stoff genäht für Sommer und Winter vertreten. Selbst das Taufkleidchen, der Gartenanzug und das Eislaufkleidchen fehlen nicht. Die Schnitte zu sämtlichen Modellen befinden sich auf dem beiliegenden Bogen.

Neue Woll-Pullover (für Straße und Haus). Beyer-Band 301. Pullover und Jacken neuester Form und Linie, mit amüsanten Streifenwirkungen und schleifenartigen Verzierungen. Als neuartiges Beiwerk Anhängebuchstaben in Holz und Galalithringe. Schnitte, Zählmuster und Arbeitsproben auf dem beiliegenden Bogen.

Neue Kissen und Wärmer aus Wolle. — Beyer-Band 304. Den Inhalt dieses reichhaltigen Bandes bilden neue Kissen in allen Formen, Kaffee- und Teewärmer, Tischdecken, Reisedecken und Matten, Handtaschen und Kleiderbügel mit wirkungsvollen Mustern in Strick- und Häkelarbeit. Auch viele andere Kleinigkeiten, wie neue Eierhütchen, Eier- und Löffelkörbchen — zu Geschenkzwecken sehr gut geeignet — sind darin zu finden. Sämtliche Muster zu den Modellen befinden sich auf dem beiliegenden Bogen.

Einmal werd' ich dir gefallen

Roman von Hermann Thimmermann

Der junge Mann, der langsam die breiten, blitzsauberen Kieswege des Parks entlangwanderte, war des Ansehens wert. Schritt er über eine Lichtung, dann warf das leuchtende Weiß seines Anzuges die Sonne so knallend zurück, daß es aussah, als ob ein Blitz sich entschlossen hätte, einmal langsam spazieren zu gehen.

Alles an dieser Gestalt war schneeweiß, die Schuhe, die Strümpfe, das weiche, seidene Hemd, dessen Kragen offen stand, und auch der Panamahut, der das Ganze krönte, schmetterte das Licht des Sommertages kräftig nach oben in die grünen Baumkronen und den blauen Himmel.

Umgeben war diese blendende Erscheinung von mehr als einem Dutzend untadeliger, ebenfalls schneeweißer Foxe. Wer Foxe kennt, weiß, wie ungezogen, lärmend und jeglicher Erziehung abhold diese Geschöpfe ihr ganzes Dasein und das ihrer Besitzer ausfüllen.

Diese Hunde hier schien aber der Donner gerührt zu haben.

Sie trottelten höchst wohlerzogen vor sich hin, sie setzten die wolligen steifen Beine manierlich auf den Boden, und sie bewegten sich lautlos, beinahe in Reih und Glied, hinter dem jungen Manne her. Ihre Köpfe waren gesenkt, und keines ihrer Stummelschwänzchen bebte und zitterte vor Uebermut und Lebensfreude, wie man das bei dieser temperamentvollen Rasse gewohnt ist.

Einer der Terrier blieb etwas zurück, hob sehnsüchtig seinen schmalen Kopf mit dem langen, viereckig geschnittenen Kinnbart, schnupperte mit gierig zitternder Nase irgendwo in der warmen Luft herum, warf dann einen schiefen Blick auf die vollendete Erscheinung, die sein Herr war, und dann schien ihn plötzlich eine abgrundtiefe Zerstreutheit zu packen. In dieser offensichtlichen und prachtvoll gespielten Zerstreutheit verließ er den Kiesweg und begab sich abseits in das Gras.

Dort steckte er seine Schnauze tief und beglückt in den grünen Teppich, in sein Stummelschwänzchen fuhr Leben, und dann schnaubte er in heftigstem Entzücken. Die gesamte Hundeparade hinter dem jungen Mann blieb elektrisiert stehen, alle Köpfe wandten sich zu dem Außenseiter, und sämtliche Schwänzchen begannen leise zu beben.

Der junge Mann drehte sich um.

„Xenia!“ sagte er vorwurfsvoll, „du weißt doch, daß du nicht auf den Rasen gehen darfst! Komm her.“

Xenia ließ ihre feuchte Schnauze noch einen Augenblick tief im Grasboden stecken, warf einen schneidend wehmütigen Blick von unten herauf, dann nahm sie noch hastig einen langen Schluck Erdgeruch und kam melancholisch herbei.

Der junge Mann drückte seinen Panama tiefer in die Stirn, und die Karawane wanderte weiter.

Bisweilen ging einer der Foxe voraus, warf einen scheuen Blick zu der Gestalt hinauf und blieb wieder resigniert zurück. Man hätte das Gesicht des Mannes schön nennen können, wenn es nicht so bläßlich gewesen wäre, und wenn nicht seine Züge etwas Allzuweiches und etwas Allzuzartes gehabt hätten. Er war lang aufgeschossen und sehr schlank. Seine Hände waren so weiß und so übermäßig gepflegt, daß man sie, hätten sie zu einer Frau gehört, wundervoll hätte finden können. Merkwürdig in diesem Gesicht war nur das auffallend kantige Kinn, das in keiner Weise zu der Zartheit der Wangen, des Mundes, der Augen und der Stirn paßte.

In einem blühenden Gebüsch rumorte ein Mann mit einer Schere, einer tadellos sauberen grünen Schürze um den ungeheuren Bauch und mit einer wackligen Stahlbrille auf der roten Nase.

„Guten Morgen, Kubalke,“ sagte der junge Mann.

„Guten Morgen, Herr Khevenhüller,“ antwortete der Gärtner und rückte gewohnheitsgemäß mit der Rechten einen Hut aus der Stirn, den er gar nicht aufhatte.

„Sie sollten bei der Hitze etwas auf dem Kopf tragen, Kubalke,“ riet Herr Khevenhüller, „es ist nicht gut, wenn die Sonnenstrahlen direkt auf die Haut fallen.“

„Richtig so was!“ erklärte der Gärtner, „richtig! Mir läuft die ganze Zeit schon der Schweiß in die Schnauze . . .“

Herr Khevenhüller zog die Augenbrauen zusammen, und der Dicke starrte ihn erschrocken an.

„Uebers Gesicht,“ verbesserte Kubalke hastig.

„Guten Morgen, Kubalke,“ sagte der junge Herr nachsichtig.

„Guten Morgen, Herr Khevenhüller!“ antwortete der Gärtner und verschwand schleunigst in seinem Gebüsch. Niemand sah, daß er dort die Gartenschere wütend ins Gras schmetterte und sich über die kahle Stirn fuhr.

„Ich hau bald hier ab,“ murmelte er, „mir zu vornehm.“

Herr Khevenhüller hatte sich vom Hauptweg abgewandt und spazierte nun mit seinem wohlerzogenen Gefolge einen engen Pfad entlang, der genau so sorgfältig mit zartem, weißen Kies bestreut war wie alle Wege im Park. Der Pfad endigte bei einer kleinen Gartenpforte, sie war hellgrün lackiert und blitzte ihrerseits genau so, wie alles in diesem hochherrschaftlichen Anwesen.

Die Tür drehte sich lautlos in ihren Scharnieren, und der junge Herr stand an der Landstraße.

Verdutzt blieb er stehen, und die Foxe erhoben ein dumpfes, gemeinschaftliches Knurren.

Am gegenüberliegenden Straßenrand hielt ein kleines Automobil. Es war keineswegs ein Luxusgeschöpf seiner Rasse. Zwar schien es einmal mit prächtiger roter Farbe lackiert gewesen zu sein, aber jetzt sah allenthalben das graue Blech hervor. Kotflügel waren nicht vorhanden. Die beiden Sitze waren bedeckt mit altem Leinen. Die Haube stand offen.

Und weit und breit war niemand zu sehen.

Neugierig blickte der junge Mann die Straße hinauf und hinunter, aber er konnte niemand entdecken, und höchst betroffen machte er einige Schritte auf die Straße hinaus.

In diesem Augenblick richtete sich hinter dem Fahrzeug eine Gestalt auf, die dem jungen Herrn nicht nur, sondern auch seiner Begleitung einen heftigen Schrecken einjagte. Die Foxe begannen unverzüglich trotz ihrer beispiellos guten Erziehung ein gemeinsames Oberlippenhochziehen und hinterher ein gemeinsames, vielstimmiges Knurren.

Da drüben hinter dem Auto erhob sich zunächst ein hochblonder Schopf wirrer Haare, zwei nackte Arme und ein großer Schraubenschlüssel warfen die Haare aus einem erhitzten, roten Gesicht, und über dieses Gesicht liefen schwarze Streifen und dunkle Flecken, dazu wurde jetzt die gelbe Bluse sichtbar, und das Ganze war eigentlich, wenn man romantisch sein wollte, ein Indianerhäuptling in voller Kriegsbemalung.

„Na also," sagte eine sehr verärgerte Stimme, „da lebt wenigstens jemand in dieser gottverlassenen Gegend. Wundert mich sehr. Kommen Sie mal in drei Deibels Namen herüber. Ich tue Ihnen nichts."

Die Hunde faßten sich zuerst.

Xenia, kraft ihrer Eigenschaft und Würde als Großmutter, Schwiegermutter, Mutter, Schwester, Schwägerin und Cousine innerhalb der Hundesippschaft, begann zuerst höflich zu wedeln und trottelte vorsichtig über die Straße.

„Xenia!" rief der junge Mann mißbilligend.

„Ich fresse keine Hunde," sagte der Indianerhäuptling, „kommen Sie schon mal her und packen Sie mit an, du lieber Himmel."

Der junge Mann machte einige Schritte und lüftete seinen Panama.

„Ja, bitte sehr?" fragte er höflich.

In der Tat, dachte er beklommen, es ist ein Mädchen.

Aber dieses Mädchen sah ihn gar nicht an, sondern beugte sich wieder in den Motor unter die Haube.

„Mit ‚Bittesehr' ist gar nischt getan," kam ihre Stimme, „die Dichtung wird zum Teufel sein."

Sie richtete sich auf und kletterte in den Sitz, ihre Röcke flogen, sie fuhr sich über das erhitzte Gesicht und trat auf den Anlasser.

Gleich darauf sprang ein Rudel zu Tode erschrockener Terrier entsetzt zur Seite, und der junge Mann fuhr heftig zusammen. Der Motor schoß um sich wie eine Maschinengewehrkompanie im Dauerfeuer.

Das Mädchen stellte den Motor resigniert ab.

„Die Dichtung ist zum Teufel!" fuhr sie den verdutzten jungen Mann an und kletterte wieder herunter.

„Eine Dichtung?" erkundigte er sich schüchtern.

„Natürlich! Aber keine von Goethe, sondern eine aus Kupfer und allsowas, wenn Sie etwas von Motoren verstehen."

„Leider nicht," gestand er.

Jetzt sah sie ihn zum ersten Male voll an, ihre Augen wurden größer, und ihr Mund verzog sich spöttisch. Sie ließ ihre Blicke langsam von seinem Hute an abwärts wandern.

Er ließ es sich gern gefallen, denn er wußte, wie fabelhaft er immer angezogen war.

„Berber Khevenhüller," stellte er sich vor und zog artig seinen Panama. Sie warf noch einen Blick auf seine sorgfältige Frisur, dann schob sie die Unterlippe vor.

„Ach du Donner," bemerkte sie verblüfft, „wo sind Sie denn ausgesprungen? Oder wird hier in der Nähe vielleicht ein Film gedreht? Oder sind Sie ein Mädchen? Reden Sie doch bitte nochmal was, ob Sie 'ne Baßstimme haben."

Der junge Mann stutzte.

Aber bevor er eine Antwort geben konnte, war das Interesse des Mädchens sichtlich schon wieder erloschen, sie ging verstimmt um den Wagen herum, klopfte mit dem Absatz an die Räder, dann trat sie drei Schritte zurück.

„Sehen Sie sich das an. Acht Tage geschuftet wie ein Schwerverbrecher. Aufgepaßt auf jede Schraube. Die Kiste stand ein Jahr unbenützt. Ich habe sie geschenkt bekommen. Alles war in Ordnung. Tipptopp. Und jetzt haben wir den Salat."

Sie drehte sich um.

„Und jetzt ran wie Blücher. Ziehen Sie den Rock aus!"

Sie drückte dem jungen Herrn den schmutzigen Schraubenschlüssel in die Hand, kniete sich auf die Straße und kramte in der geöffneten Werkzeugtasche.

Berber streifte sich zögernd die Jacke von den Schultern und legte sie sorgfältig auf den Sitz.

„Wir müssen den Deckel abschrauben," erklärte sie ihm ungeduldig, „machen Sie die eine Seite und ich die andere."

Und schon war der blonde Schopf unter der Haube verschwunden. Berber ging auf die andere Seite und setzte den Schlüssel an. Die Schraube bewegte sich nicht. Er zerrte und riß. Er bekam einen roten Kopf vor Anstrengung. Die Schraube bewegte sich nicht. Er richtete sich auf.

Das Mädchen kümmerte sich nicht um ihn, sie pfefferte gerade seinen weißen Rock vom Sitz in den Straßengraben und kramte unter den Sitzen nach Werkzeugen.

Berber machte sich von neuem an die Arbeit.

Der Schweiß brach ihm aus, seine Hände waren schon längst schwarz von Fett und Oel, und seine untadeligen Manschetten sahen ebenso aus.

Schließlich beugte er sich über die aufgerichtete Kühlerhaube zu ihr hinüber.

„Gnädiges Fräulein, ich glaube, ich kann es nicht."

Dicht vor ihm fuhr der blonde Schopf hoch, und er sah ihr Gesicht ganz aus der Nähe. Es war so schön, trotz der Schmutzflecken, daß er einen Schrecken bekam. Zwei blaue Augen flammten ihn empört an.

„Was? Sie können das nicht? Sie können nicht einmal eine Schraube losmachen? Machen Sie doch bitte keine Witze! Oder genieren Sie sich, daß Sie dabei etwas schmutzige Hände bekommen? Oder was ist mit Ihnen los? Reden Sie doch was!"

Er biß sich empört auf die Lippen.

„Ich bin diese Arbeit nicht gewohnt," erklärte er steif, „dafür hat man schließlich Monteure."

Das Mädchen hieb ihren Schraubenschlüssel empört und fassungslos auf die Haube, daß sie klirrte.

„Monteure!" wiederholte sie grimmig. „Monteure! Was sind Sie denn für ein eigentümlicher Mensch! Haben Sie in Ihrem Leben noch nie etwas selber angefaßt, nein? Sie putzen sich wohl auch die Nase nicht selber, wie? Wenn ich so etwas höre, fahre ich glatt aus der Haut. Das regt mich kolossal auf. In welcher Zeit leben Sie denn? Sind Sie denn schwerkrank? Haben Sie Knochenfraß oder was? Zum Teufel noch einmal . . ."

Die Stimme erstickte ihr vor Entrüstung.

Aber auch der junge Herr war entrüstet.

Er fuchtelte mit seinem Schraubenschlüssel in der Luft herum.

„Das sind Weltanschauungen, gnädiges Fräulein!“ rief er aus, „Weltanschauungen! Ich bin dafür, daß jedermann nach seiner Fasson lebt. Ich bin für die Beschaulichkeit. Das ist gar kein minderwertiger Begriff, wie Sie zu glauben scheinen. Ich habe studiert. Ich habe meinen Doktor. Ich beschäftige mich mit Mathematik, wenn Sie das interessiert.“

Auch er brach vor Empörung ab, und die beiden starrten sich feindselig an.

„Wo haben Sie denn studiert?“ fragte sie kalt.

„In Rom und in London,“ antwortete er, „ich habe bisher im Ausland gelebt. Meine Eltern sind Auslandsdeutsche gewesen.“

„Wo kommen Sie denn jetzt auf einmal her?“ fragte sie weiter.

Er deutete auf den Park.

„Meine Tante hat das Landhaus da gemietet in diesem Sommer. Meine Eltern sind gestorben.“

Sie reichte ihm eine Handvoll Zündkerzen, die sie inzwischen abgenommen hatte.

„Legen Sie die Dinger auf den Lappen dort. Das ist alles sehr interessant, was Sie mir da erzählen. Aber daß Sie nicht einmal die Kraft haben, die körperliche Kraft, mein Herr, eine Schraube loszumachen, das spricht gegen Sie. Absolut. Und daß Sie den mathematischen Doktor haben. Bei uns laufen genug Jungens herum, die auch den Doktor haben und trotzdem soviel Schrauben und so dicke Schrauben losmachen können, wie Sie nur wollen. Haben Sie denn so viel Geld, daß Sie sich Beschaulichkeit, wie Sie Ihre Faulheit nennen, leisten können?“

Sie zerrte wütend an den Kontaktdrähten.

Der junge Herr lächelte verlegen.

„Etwas Vermögen muß ich sicher haben, sonst könnte ich mir das wirklich nicht gestatten. Aber ich habe mich niemals darum gekümmert. Das macht meine Tante. Sie weiß sicher genau, wieviel Geld ich habe.“

Sie fuhr auf und sah ihn an. Machte er jetzt Scherz oder sprach er im Ernst?

„Ich interessiere mich nicht im geringsten für Ihr Geld,“ erklärte sie kühl, „wahrscheinlich reicht es aus, damit Sie jederzeit frisch gebügelt herumlaufen können.“

Er war empört und verletzt über den Ton, in dem dieses fremde Mädchen mit ihm sprach und über die Ausdrücke, die sie gebrauchte. Er nahm sich vor, diesen groben Indianerhäuptling umgehend auf der Straße stehen zu lassen.

Aber das Mädchen nahm von seiner Verstimmung gar keine Notiz.

„Ich kapiere ein solches Leben nicht. Es ist ja an und für sich eine Kleinigkeit, daß Sie keine Schraube losmachen können. Aber es wirft ein Licht über Ihr ganzes Leben. Können Sie turnen? Können Sie schwimmen? Können Sie einen Wettlauf mitmachen? Können Sie . . . ach was . . . wahrscheinlich können Sie nichts von all dem . . .“

„Ich bin ziemlich krank als Kind gewesen,“ verteidigte er sich unsicher, „und ich bin heute noch im Handumdrehen zum Beispiel erkältet. Meine Tante paßt sehr auf mich auf und Herr Abendroth auch. Ich dürfte all diese Dinge gar nicht tun, von denen Sie sprechen.“

„Wer ist Herr Abendroth?“ erkundigte sie sich kurz.

„Mein Erzieher,“ antwortete er.

„Wie alt sind Sie?“ examinierte sie erbarmungslos weiter, ohne den Blick vom Motor zu nehmen, an dem sie arbeitete.

„Zwanzig Jahre alt,“ erwiderte er gehorsam.

„Und was wird an Ihnen noch erzogen?“

Er lachte.

„Ich weiß nicht. Irgend etwas muß noch an mir sein, was erzogen werden muß. Sie machen sich schrecklich lustig über mich, nicht wahr?“

„Natürlich.“

„Das dürfen Sie auch. Ich habe selber schon nachgedacht, ob ich nicht mal einfach losgehen soll.“

„Was verstehen Sie unter Losgehen?“

„Na, Turnen oder Schwimmen oder so was.“

Sie richtete sich auf und betrachtete ihn von neuem. Machte er sich nun wirklich seinerseits über sie lustig oder redete er im Ernst? Seine Antworten waren von einer solchen kindlichen Einfalt, daß sie beinahe gerührt wurde.

Sie ärgerte sich sofort über sich selber.

„Also gefällt Ihnen das Leben, das Sie führen, auch nicht?“

„Aber doch!“ sagte er aufrichtig, „es ist gerade das Richtige für mich. Ich fühle mich sehr wohl dabei.“

„Uebrigens heiße ich Mathesi,“ sagte das Mädchen unvermittelt, „Mathesi Stumm . . . Und ich mache mir nichts aus einer pickfeinen Lebensführung und aus Beschaulichkeit und so weiter. Ich bin für körperliche Anstrengung und für vernünftige Arbeit.“

„Würde mich sehr wundern, meine Dame, wenn Sie selber etwas Vernünftiges arbeiten könnten,“ sagte in diesem Augenblick eine helle Stimme in der Nähe.

Die beiden drehten sich verblüfft um.

Es war niemand zu sehen.

„Ich sitze unter der Hecke im Straßengraben,“ erklärte die Stimme, „wenn es nicht so verdammt heiß wäre, würde ich hinkommen und mich vorstellen, obwohl ich nicht viel vorstelle.“

Die Stimme ging in ein heftiges Kichern über.

„Wo sind Sie denn?“ erkundigte sich Mathesi ärgerlich.

„Zwei Meter südöstlich der Gartenpforte, einen halben Meter unterhalb der Hollunderhecke, dicht am Holzzaun!“ sagte die Stimme gelassen, und jetzt, als sie ihre Blicke dorthin wandten, sahen sie auf der anderen Straßenseite jemand im Graben sitzen. Aus dem Gras der Böschung hob sich ein brandroter Kopf, und ein über und über mit ansehnlichen Sommersprossen übersätes Gesicht nickte ihnen vergnügt zu.

Das Rudel der Foxe, das bisher träge am Straßengraben neben dem Auto gelegen hatte, war zuerst starr vor Entrüstung, dann aber heulte es einmütig vor Wonne auf und wie aus Pistolen geschossen sausten sie hinüber, rutschten im Schwung des Anlaufs auf den Bäuchen, als sie bremsten und tobten außer sich an dem Fremden hinauf, so daß sein Gesicht wie in einer weißen, springenden Wolke verschwand.

Der Fremde schien sich nicht viel aus dieser Belästigung zu machen, er nahm nur nachlässig den langen Strohhalm aus dem Mund und fuchtelte damit herum. Berber war hingegangen, um seine Hunde zu beruhigen.

„Xenia! Vita! Billi! Bunzel! Cheri! Whisky! Soda!“ rief er besorgt, und es dauerte eine Weile, bis er die Meute hinter der Gartenpforte versorgt hatte.

Mathesi runzelte die Stirn, dann machte sie einige Schritte über die Straße und besah sich den plötzlichen Sprecher aus der Nähe.

„Ein Landstreicher,“ stellte sie ruhig fest, „ich dachte, das gäbe es nicht mehr. Haben Sie die ganze Zeit hier gesessen? Ich wundere mich nur, daß Sie nicht auf den Einfall gekommen sind, mir zu helfen.“

Der Wanderer hatte sich aufgerichtet. Es war ein junger Mensch in einer unsäglich abgetragenen Leinenjacke und einem verwaschenen, ehemals blauen Hemd, nur seine derben Halbschuhe und seine kurzen Hosen waren noch halbwegs anständig. Er wandte sich zu Berber.

„Ihre Hunde, mein Herr,“ sagte er anerkennend, „Ihre Hunde haben vorzügliche Namen.“

Er grinste heftig und zog seinen Strohhalm durch die Zähne.

Mathesi streifte ihn mit einem kurzen Blick.

„Ich möchte bloß wissen,“ sagte sie, „woher Sie sich so umständlich ausdrücken können. Und was das vernünftige Arbeiten betrifft, so scheinen Sie in Ihrem Leben wenig Vernünftiges getan zu haben. Sonst säßen Sie nicht im Straßengraben, sondern an einem ordentlichen Tisch und würden mittagessen.“

Der Landstreicher lächelte zu dieser erbarmungslosen Behauptung.

„Fünf sind gerade und vier ungerade,“ erklärte er geheimnisvoll.

„Das verstehe ich nicht,“ antwortete Mathesi brüsk, „aber wenn Sie von Alkohol reden, wäre es mir lieber, Sie verstünden etwas von Motoren. Sie könnten sich eine Mark verdienen.“

„Eine Mark verdiene ich mir sehr gerne,“ erwiderte der Fremde, „und meine umständliche Ausdrucksweise kostet Sie nicht einmal einen Aufschlag. Ich habe Sie mit dieser famosen Kiste ankommen hören. Ich war neugierig, was Sie tun würden. An diesem Luxuswagen ist natürlich keine Dichtung entzwei. Die Dichtungen sind vollkommen in Ordnung. Meine liebe, junge Dame, es wird eine Düse verstopft sein.“

„Ach nein!“ staunte Mathesi ungläubig, „ich bin nicht Ihre liebe, junge Dame. Und da lassen Sie mich hier herummurksen! Herr, können Sie nicht Ihre Bestien zur Ruhe bringen, man versteht sein eigenes Wort nicht.“

Man verstand in der Tat sein eigenes Wort nicht. Hinter der Gartenpforte heulten und wimmerten die Terrier, stemmten sich an die Latten, und einer versuchte, über den anderen wegzuklettern, um mitansehen zu können, wie in der Nähe ihres Herrn sich ein Wesen herumtrieb, ein Landstreicher, dem jedwelcher Hund in der Welt, seitdem die Welt bestand und es Hunde gab, pflicht- und instinktmäßig die Hosen zu zerreißen hatte.

Berber ging hin und öffnete die Gartenpforte.

„Setzt euch hin!“ sagte er. „Platz!“

Und dann wanderte er eine Strecke in den Weg hinein, zwischen den Büschen entlang, rang die Hände vor seiner Brust, starrte in die Baumkronen und flüsterte vor sich hin.

„Mein Gott . . . wenn ich nur Mut hätte . . . blindlings . . . daß es so etwas Wunderbares auf der Welt überhaupt . . . überhaupt . . . gibt.“

Plötzlich machte er kehrt, rannte zurück, schlug die Tür hinter sich zu und kam atemlos beim Wagen an.

Der junge Landstreicher betrachtete ihn spöttisch.

Dann deutete er auf den Park und sagte: „Ich nehme an, daß Sie da drin wohnen und daß es auf dieser hochherrschaftlichen Besitzung sicher ein Auto gibt, ich nehme weiter an, daß Sie nicht selber fahren, und also muß doch ein Chauffeur hier irgendwo in der Nähe sein, was?“

Berber war fassungslos.

Er starrte das Mädchen an.

„Aber natürlich . . .“ stotterte er, „aber natürlich . . . daran habe ich gar nicht gedacht . . . selbstverständlich . . . wir haben sogar zwei Chauffeure . . . ich werde gleich einen holen . . .“

Mathesi stand vor dem Kühler ihres Wagens, einen schmutzigen Lappen in der Hand, mit dem sie eine Kerze reinigte, sie sah den jungen Herrn aus ihren strahlenden großen blauen Augen fröhlich an, und tausend übermütige Lichter zuckten darin. Der leichte Wind wehte in ihren Haaren.

„Lassen Sie nur,“ bemerkte sie gutmütig, „das ist Ihnen sehr spät eingefallen. Dieser Wandersmann hier soll erst mal die Düse nachsehen. Möchte gerne wissen, ob er recht hat oder nicht.“

In diesem Augenblick wurde die Gartenpforte geöffnet und ein dürrer, älterer Herr in einem grasgrünen Anzug und mit einer mächtigen Hornbrille auf der Nase wurde sichtbar, er sah sich aufgeregt um, und dann entdeckte er, was er suchte.

„Berber,“ sagte er mit scharfer Stimme, „Frau Baronin wartet mit dem Essen. Ich habe Sie schon im ganzen Park gesucht.“

Der junge Mann schluckte verlegen.

„Ich kann jetzt nicht abkommen, Herr Abendroth. Die junge Dame hier hat eine Panne. Würden Sie so freundlich sein und einen der Chauffeure herausschicken?“

Herr Abendroth verzog keine Miene.

„Im Landhaus wird jetzt zu Mittag gegessen. Frau Baronin würde es sehr übel nehmen, wenn ich die Hausordnung stören würde. Sie wissen, daß Frau Baronin auf die Minute pünktlich ist.“

„Nun ja,“ murmelte Berber mißmutig.

Mathesi lächelte.

„Dieser wildgewordene Parkwächter ist also Ihr Erzieher?“ fragte sie leise.

„Ja,“ flüsterte Berber.

„Und wieso heißen Sie eigentlich Berber?“ flüsterte Mathesi amüsiert zurück, „ich habe diesen Namen noch niemals gehört.“

„Ich kann nichts dafür,“ wisperte Berber.

Herr Abendroth wurde ungeduldig.

„Soll ich Frau Baronin melden, daß Sie keine Lust haben, zum Essen zu kommen?“

„Jawohl!“ rief der junge Herr plötzlich, „jawohl! Melden Sie das!“

„Bravo!“ brüllte der Landstreicher so laut, daß alle zusammenfuhren, „das ist einmal ein kräftiges Wörtlein! Bravo! Prächtig!“

Herr Abendroth betrachtete befremdet die Straßengraben-Erscheinung und rückte an seiner Hornbrille.

Er fand es tief unter seiner Würde, sich mit dieser Erscheinung abzugeben.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „ob Sie sich klar darüber sind, Berber, was Sie damit anrichten. Frau Baronin wird fassungslos sein.“

Berber wurde unsicher.

Mathesi stampfte mit ihren schönen Beinen ungeduldig auf.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Wochenbeilage zum „Ostdeutschen Volksblatt“, herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen.

Nr. 49 — Lemberg, am 9. Dezember (Christmond) — 1934

Der beste Weg zu einer erfolgreichen Sparwerbung in unseren Dörfern

Die Sparsamkeit setzt den Fleiß voraus. Wer sich nicht anstrengt und abmüht, um etwas zu erwerben, der bekommt nichts in die Hände, was er gewinnbringend anlegen kann. Der Sparsame darf weder faul sein, noch dem Müßiggange huldigen. „Man schafft, weil's Tag ist, ohne Ruh; schaut sich nicht um, bleibt nimmer stehn.“ So beschreibt der Dichter den Fleißigen. Es gibt aber manchen Menschen, der außerordentlich fleißig ist und doch in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht vorwärtskommt. Das sind alle diejenigen, bei denen Einnahmen und Ausgaben nicht in der richtigen Beziehung stehen. Wer mehr ausgibt, als er erwirbt, der kommt nicht vorwärts, sondern es geht bei ihm den Krebsgang. Wer etwas zurücklegen will, muß nicht nur soviel verdienen, wie er braucht, sondern das Erwerben muß die Ausgaben übertreffen. Das läßt sich überall ermöglichen, wenn es auch manchmal recht schwer ist. Diese Sparsamkeit werden nur Menschen fertigbringen, welche von Kindheit an mit dem großen Nutzen des Sparens bekanntgemacht worden sind; denn wer bei geringem Einkommen Ersparnisse machen will, muß sich manchen Genuß versagen, an manchen Vergnügen darf er nicht teilnehmen; im Haushalt, in der Kleidung, in Wirtschaftsgegenständen muß er sich mit dem Einfachsten begnügen. Ohne Sparsamkeit kann niemand zum Wohlstand gelangen. Tausende und aber Tausende minderbegüterte Personen und Familien sind durch die Genossenschaftskasse zum Sparen veranlaßt worden. Der Sparsinn und die Freude am eigenen Besitz sind lebendig geworden. Die Sorge für die sichere Zukunft hat zu einer hochanzuschlagenden Fürsorge für die Kinder geführt. Viel Leichtsinn und manche Anlage zur Verschwendung ist dadurch erfolgreich bekämpft worden. Der Spargroschen der Eltern ist für manches begabte Kind aus armen Familien das Mittel zum Emporsteigen geworden. Der Arbeiter, der einige hundert Mark in der Sparkasse hat, gewinnt eine ganz andere Lebensauffassung als der Proletarier, der gänzlich aus der Hand in den Mund lebt. Auch der kleine Besitz belebt den Wagemut und die Entschlossenheit, und nur dadurch sind wirtschaftliche Erfolge möglich. Mancher kleine Landmann, Gewerbetreibende, Kaufmann hat in der Sparkasse den Grund gelegt zum Wohlstande für sich und seine Nachkommen. So haben die Sparkassen auch moralische Bedeutung. Es gehört Selbstbeherrschung dazu, bei kargen Einnahmen dennoch etwas zurückzulegen. Das Ersparte aber stärkt das Bewußtsein, daß man durch eigene Kraft vorwärtskommt. Dazu gesellt sich die Erkenntnis, daß es wichtig ist, das Kleine zu achten und das Geringe zu schätzen. „Viele Wenig machen ein Viel.“

Weshalb sind nun gerade die Genossenschaften und die Genossenschaftskassen so wichtig für die Anlegung des Spargutes?

Die Hauptgrundsätze lassen sich etwa folgendergestalt zusammenfassen:

1. Beim Ausfall und Gewinn des Vereinsgeschäfts und auch bei dessen Leitung und Verwaltung müssen sich die Mitglieder persönlich beteiligen, indem sie Verwaltungsgeschäfte übernehmen und an den Vereinsbeschlüssen teilnehmen, durch welche die oberste Entscheidung in den Vereinsangelegenheiten von der Gesamtheit der Mitglieder ausgeübt wird.

2. Es wird die sonst im Geschäftsleben herrschende Ausschließlichkeit in den Genossenschaften abgestreift, indem man nicht die Vorteile des Unternehmens möglichst wenigen zu sichern sucht, sondern dasselbe im Gegenteil auf möglichst viele erstreckt und die Bedingungen des Zutritts demgemäß so regelt und so allgemein hält, daß sie von jedem ordentlichen, tüchtigen Arbeiter, der den ernsten Willen hat, sich selbst zu helfen, erfüllt werden können, weil gerade bei einer zahlreichen Beteiligung am Vereine dessen Zwecke am leichtesten und vollständigsten für alle erreicht werden. Nicht weniger hoch als die äußeren Vorteile, welche das Genossenschaftswesen den Beteiligten darbietet, ist die sittliche Einwirkung desselben auf die Haltung der arbeitenden Klassen anzuschlagen. Was für ein Segen der Besitz eines kleinen Kapitals ist, welches einen Halt in Erwerb und Wirtschaft bietet, die geschäftliche Selbständigkeit ermöglicht oder doch in Aussicht stellt, ist gar nicht zu sagen. Je schwerer der erste Schritt hier den Beteiligten fällt, desto sicherer zieht er weitere nach sich. Mut und Lust zum Erwerb wachsen, und das Gefühl größerer Sicherheit gibt größere Kraft und Ausdauer. Das Gefühl, einer Verbindung anzugehören, welche Geltung und Bedeutung im Verkehr hat, wirkt ebenso wohltätig auf die Mitglieder ein. Wie kläglich ist oft die Rolle, welche der kleine Handwerker, der unbemittelte Arbeiter, der kleine Landwirt im Verkehr spielen, wenn sie z. B. bei Bezug ihrer Rohstoffe oder Lebensbedürfnisse, bei Aufnahme der benötigten Gelder die Zwischenhändler und solche, welche Geldgeschäfte betreiben, in Anspruch nehmen müssen. Wie anders in der Genossenschaft. Hier ist er Mitinhaber des Geschäfts, welchem er seinen Bedarf entnimmt, steht auf eigenen Füßen und braucht sich bei niemandem zu bedanken. Rechte und Pflichten sind allen gleich zugemessen, die Bedingungen mäßig und der Geschäftsgewinn fließt in die eigene Tasche. Das gibt Selbstgefühl. Man ist etwas durch eigene Kraft, man tritt den andern ebenbürtig entgegen. Und daraus erwächst allmählich Selbstachtung, man hält auf sich, man darf dem Verein keine Schande bereiten, die Ausschließung wäre geradezu Entehrung.

Welches ist nun der beste Weg zu einer erfolgreichen Sparwerbung auf unseren Dörfern?

Der beste Weg ist immer ein stark befestigter, mit einem guten Grund, welcher die schwersten Lasten und Erschütterungen trägt, ohne dabei Schaden zu nehmen. So ist es auch im Genossenschaftswesen; denn wenn der Untergrund gut und fest ist, dann ist das Vertrauen der Gemeinde auch groß zu ihrer Genossenschaft und das ersparte Geld wird restlos dorthin fließen. Ich möchte da ein praktisches Beispiel anführen, welches für unsere Dörfer und für die Sparwerbung in denselben gut paßt.

Aus einem Dorf führen etliche Wege ins Nachbardorf, die meisten krumm, schmutzig, löcherig. Aber es geht auch ein Pflasterweg, fest, schön, glatt und sauber, ins andere Dorf. Die Leute werden wohl alle nur diesen letzten guten Weg benutzen, denn wie leicht kann man auf diesem ersten, schlechten Weg liegenbleiben. So wie dieser gute, feste Weg hier benutzt wird, so ist es auch im Sparkassenwesen. Ich möchte sagen: Der beste Weg zu einer erfolgreichen Sparwerbung ist: Eine sehr gute sparsame Geschäftsführung, denn wenn die Genossenschaft sagen kann: Wir stehen uns gut, wird jedermann Vertrauen zu derselben haben; denn keine leichtsinnigen Ausgebungen von Kredit, ein zu jederzeit freundliches, zuvorkommendes Wesen des Geschäftsführers erhöht die Einlage ganz ungemein. Zum letzten fördert das Vorbild der Eltern auf ihre Kinder deren Sparsinn, und das ist auch eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit; denn was man sich als Kind einmal angenommen hat, wird man als Erwachsener nicht mehr verlieren. Was ein Haken werden will, krümmt sich beizeiten.

(Brandenburgisches Genossenschaftsblatt.)

Das Scheren des Rindviehs

ist im allgemeinen nicht notwendig und nicht einmal zu empfehlen. Ausnahmen können nur eintreten bei Tieren, die stark von Ungeziefer (Läusen) befallen sind, oder bei den zur Mast bestimmten Tieren, die struppig im Haar sind und schlecht fressen, zur Anregung der Freßlust. Unter Umständen schert man wohl auch Weidevieh, wenn es auf der Weide ungewöhnlich langes Haar bekommen hat und plötzlich in einen warmen Stall gebracht wird. Hiernach darf es aber nicht eher wieder in die kalte Luft hinausgelassen werden, bis es sich an die Veränderung gewöhnt hat, bis sich bei guter Fütterung eine schützende Fettschicht unter der Haut gebildet hat und kurzes, dichtes Haar nachgewachsen ist. Unbedenklicher wäre es aber, das eben aufgestellte Vieh — ohne es zu scheren — in der ersten Zeit noch oftmals hinauszulassen, damit es sich allmählich an die Stallwärme gewöhnt. Werden die Tiere regelmäßig geputzt und auch von Zeit zu Zeit gestriegelt, außerdem gut gefüttert, so verliert sich das lange Haar verhältnismäßig schnell von selbst, und an seine Stelle tritt kurzes, straffes Haar. Wo man sich aber für das Scheren entscheidet, soll es auf jeden Fall vor Eintritt kalter Witterung vorgenommen werden. Deshalb ist aufzustallendes Vieh schon vorher auch auf Läuse zu untersuchen. Werden diese erst im Laufe des Winters entdeckt, so kann nur noch in einem warmen und gleichmäßig temperierten Stall geschoren werden. Das geschieht dann unter längeren Verzögerungen nach und nach, oder bei vollständigem Scheren dürfen die Tiere — wie gesagt — längere Zeit nicht aus dem Stall gelassen werden.

PK.

Ersatzfutter für Schweine

Nicht zu schwere Tiere, also Läufer, kann man im Frühwinter sehr gut tage-, ja wochenlang in der Roggen- und Weizensaat hüten lassen, was der zu üppig aufgeschossenen Saat keinen Schaden tut. Gleichfalls im Frühjahr kann man die Schweineherde manchen Tag über die Saaten schicken, wo sie sich ihr Futer suchen, zu einer Zeit, da die Weiden noch kahl sind. Wo Waldweide vorhanden, können die Schweine lange Wochen hindurch, solange überhaupt offenes Weter es zuläßt, sich zum größten Teil selbst versorgen, und wenn es sich um Eichenwald handelt, zumal wenn die Eichen fruchten, ist ihnen dort der Tisch gut gedeckt.

Heiteres

Das lehrreiche Wärmebeispiel. Ein Lehrer bespricht in der Schule das Gesetz von der Wärmelehre: Die Wärme dehnt die Dinge aus, die Kälte zieht sie zusammen. Nachdem er einige Beispiele gegeben hat, fragt er nach weiteren. Da antwortet ihm ein Junge: „Im Sommer, wenn es wärmer wird, werden die Tage länger, im Winter, wenn es kälter wird, werden die Tage kürzer. “

Börsenbericht

1. Molkereiprodukte im Großverkauf.

22.—23. 11. 1934: Butter Block zł 2.30 (2.60), Kleinpackung zł 2.50 (2.80). 24. bis 29. 11. 1934: Butter Block zł 2.50 (2.80), Butter Kleinpackung zł 2.80 (3.—).

2. Getreidepreise p. 100 kg, 29. 11. 1934:

	loco Podwołoczyska
Weizen einh.	16.25—16.50
Weizen Sammelladung	15.00—15.25
Roggen, einh.	12.50—12.75
Roggen Sammelladung	12.00—12.25
Hafer einh.	12.75—13.25
Weizenkleie	7.50— 7.75
Roggenkleie	7.00— 7.25

Verband.

Aus der Praxis • Für die Praxis

Kartoffelschorf

Der gewöhnliche Kartoffelschorf gehört zu den wichtigsten Kartoffelkrankheiten. Besonders in diesem Jahre ist er weit verbreitet, da die Witterungsverhältnisse sehr günstig waren, trockene, warme Sommer fördern bekanntlich die Entwicklung. Auch die Bodenart ist von großem Einfluß. Die Schorfpilze sind ausgesprochen luftbedürftig, so daß die Kartoffel auf leichtem Sandboden besonders anfällig ist, auf schwerem, lehmigem Boden dagegen weniger. Die wirtschaftlichen Schäden durch die Kartoffelschorfkrankheit sind außerordentlich groß. Schorfige Kartoffeln weisen einen unangenehmen Erdgeruch auf, der den Geschmack beeinträchtigt. Sie sind infolgedessen als Speiseware kaum abzusetzen. Auch wird die Haltbarkeit ungünstig beeinflußt, im Winter tritt leicht Fäulnis ein. Schorfige Kartoffeln können zwar als Pflanzgut verwendet werden, da sie normal keimen; trotzdem ist ihre Ablehnung berechtigt, weil stark schorfige Pflanzkartoffeln immer ein Zeichen dafür sind, daß es sich um eine schorfanfällige Sorte handelt.

Beim gewöhnlichen Kartoffelschorf handelt es sich um eine Schalenerkrankung der Kartoffelknolle. Verursacht wird die Krankheit durch verschiedene Arten von Strahlenpilzen (Actinomyces), die fast in allen Ackerböden weit verbreitet sind. Es werden fast ausschließlich die Kartoffelknollen befallen, gelegentlich bemerkt man auch Erkrankungen der unteren Stengelteile und der Stolonen. Die Veränderungen auf den Schalen sind je nach Boden- und Witterungsverhältnissen, Verseuchungsgrad des Bodens und Sorte verschieden. Zunächst bemerkt man kleine, kreisrunde Flecken, die regellos über die ganze Schale verstreut sind. Bei stärkerem Befall wird die ganze Knollenoberfläche überzogen. Im allgemeinen unterscheidet man nach der äußeren Form verschiedene Arten: Flachschorf, Buckelschorf und Tiefschorf. Beim Flachschorf werden nur die oberen Teile der Schale ergriffen, der Tiefschorf dringt tiefer in die Knolle ein und bildet kraterförmige Löcher, die mehrere Millimeter tief sind, beim Buckelschorf sieht man dagegen nach außen gewölbte Veränderungen der Schale. Mit Beendigung des Wachstums der Knollen hört auch die Ausbreitung des Schorfes auf. Eine Weiterverbreitung der Krankheit während der Lagerung im Winter findet also nicht statt. Nicht selten wird der Kartoffelschorf mit anderen ähnlichen Krankheiten, die aber an sich harmlos sind, verwechselt. Einmal handelt es sich um die sog. Krätze, die durch Beschädigungen der Schale durch Milben, Tausendfüßler usw. verursacht wird, dann um die Schalenrissigkeit, die auf vorübergehenden Wachstumsstörungen beruht, die Schale verkorkt sich dann vorzeitig, so daß bei einem Weiterwachsen der Knolle ein Zerreißen eintritt.



Für die Bekämpfung des Kartoffelschorfs kommen verschiedene Maßnahmen in Frage. Die direkte Bekämpfung durch Abtötung der Pilze mittels geeigneter Beizlösungen (z. B. 1 Prozent Sublimatlösung) ist in Amerika mit gutem Erfolg durchgeführt worden. Die Beizung muß rechtzeitig vor der Keimung vorgenommen werden. Bei stark schorfigem Pflanzgut ist der Erfolg nur gering. Wichtiger sind für unsere Verhältnisse Maßnahmen hinsichtlich Fruchtfolge, Düngung und Auswahl schorffreier Sorten. Kartoffeln dürfen nicht zu oft hintereinander angebaut werden, da sonst eine starke Anreicherung des Bodens mit Schorfpilzen erfolgt. Bekannt ist, daß die alkalischen Reaktion des Bodens die Entwicklung der Schorfpilze fördert, während ihr Wachstum auf sauren Böden gehemmt wird. Infolgedessen wird man übermäßige Kalkgaben vermeiden und nach Möglichkeit sauer wirkende Düngemittel verwenden. Die Stärke des Schorfbefalls kann dadurch wesentlich eingeschränkt werden; allerdings spielen die Witterungsverhältnisse dabei eine große Rolle. Sauere Düngemittel dürfen auch nur so weit herangezogen werden, als dadurch andere säureempfindliche Pflanzen nicht geschädigt werden. Ohne ausreichende Kalkung lassen sich auf unseren leichten Böden, die ja für den Kartoffelbau in erster Linie in Frage kommen, befriedigende Ernten nicht erzielen. Es empfiehlt sich aber auf jeden Fall, die Kalkgabe in der Fruchtfolge zeitlich möglichst weit entfernt von der Kartoffel zu verabreichen. Besonders bewährt hat sich in dieser Richtung, den Kalk als Kopfdüngung zu Kartoffeln zu verabreichen. Im ersten Augenblick scheint hier ein Widerspruch vorzuliegen. Die Sache ist jedoch so zu erklären, daß die Hauptwirkung des Kalkes erst im nächsten Jahre eintritt. Schwefelsaures Ammoniak und Superphosphat wirken, in größeren Gaben verabreicht, schorfhemmend. Wenig bekannt ist noch, daß sich eine gute Gründüngung besonders günstig hinsichtlich des Schorfbefalls auswirkt, da sie die Entwicklung von Bodenorganismen vermehrt, die Wachstum und Vermehrung der Schorferreger hemmen. Vielfach hat man auch durch starke Stallmistgaben eine Verminderung des Schorfbefalls erreicht.

Am wichtigsten ist natürlich der Anbau schorffreier oder schorfwiderstandsfähiger Sorten. Hier hat die Pflanzenzucht allerdings noch große Aufgaben zu erfüllen, da es bisher nur wenig schorffreie Sorten gibt. Beim Schorf liegen die Verhältnisse nicht so günstig wie beim Kartoffelkrebs, selbst bei schorffreien Sorten kommt ab und zu ein Befall vor.

Lange.

Bekämpfung der Blutlaus.

Als einer der empfindlichsten Schädlinge des Obstbaues tritt alljährlich die Blutlaus auf den Apfelbäumen auf. Sie ist leicht festzustellen an dem watteähnlichen Flaum, mit dem ihr Rücken bedeckt ist, sowie an den Wucherungen, die sie durch ihre Tätigkeit an den Aesten, mit Vorliebe an den Veredlungsstellen, hervorruft. Bei größeren Baumbeständen läßt sich ihre Bekämpfung bei sachgemäßer Anwendung mit den im Handel befindlichen chemischen Spritzmitteln erfolgreich durchführen, In Kleinbetrieben oder bei einzelnen Bäumen kommt man aber in den meisten Fällen auch mit einer Bestreichung der befallenen Teile mit Schmierseife oder einer Bepinselung mit Brennspiritus zum Ziel. Als ein ganz besonders wirksames und billiges Mittel kann ich jedoch aus eigener Erfahrung das Staufersett empfehlen. Das Fett dringt in die Rinde der bestrichenen Teile ein und schützt dadurch vor jedem weiteren Befall. Dabei ist das genannte Mittel als Abfallerzeugnis landwirtschaftlicher Maschinen ohne besondere Kosten zu beschaffen.

Mittel gegen Verstopfung bei Sauen.

Sobald der Weidegang der Sauen im Spätherbst beendet und damit die natürliche Regelung des Verdauungsvorganges behindert ist, muß man sein Augenmerk auf die fast regelmäßig einsetzende Verstopfung der Sauen beim Ferkeln richten. Da in unserer Wirtschaft fast wöchentlich eine Kuh kalbt und die Biestmilch immer schlecht zu verwerten ist, sind wir dazu übergegangen, diese Milch den ferkelnden Sauen zu geben. Wir haben dabei beste Erfahrungen gemacht, denn das Natürliche ist in der Viehzucht immer das Beste. Die doch abfallende Biestmilch regelt den Verdauungsvorgang der Sauen sehr gut. Glaubersalz und ähnliche Mittel werden von den Schweinen immer ungern genommen und sind dazu verhältnismäßig teuer. Eine Zugabe von Kuhmilch regt gerade in der ersten Zeit nach dem Abferkeln die Milchsekretion der Sauen stark an, und die Muttertiere bleiben in einem besseren Ernährungszustand. Auch kann man eine viel regelmäßigere Entwicklung der Ferkel feststellen.

Schutz der Hackfruchtmieten gegen Mäusefraß.

Um die Mäuse aus den wintermäßig eingedeckten Hackfruchtmieten fernzuhalten, gibt man den um die Mieten gezogenen Gräben eine möglichst steile Böschung und sticht sie an der Mietenseite glatt ab. In die Sohle der Gräben gräbt man tiefe Löcher, in die Drainröhren oder alte Eimer hineingestellt werden. Die zuwandernden Mäuse gehen nun nicht sogleich an den glatten Innenwänden der Gräben hoch, sondern werden erst nach einem bequemen Aufstiegplatz suchen. Bei diesem Gang auf der Grabensohle fallen sie in die Vertiefungen, können aber an den glatten Wänden der Eimer oder Röhren nicht hoch, sondern müssen in dieser immer offenen Falle verenden. Diese Fanggruben lege man möglichst etwa alle 3 bis 4 Meter an. Auf diese Weise sind nicht nur die Mieten gegen Fraß geschützt, der bei Möhren besonders schlimm ist, sondern es wird auch der Frostgefahr für die Mieten durch offene Mäuselöcher vorgebeugt.

Alterserkennung bei Pferden.

Um das höhere Alter der Pferde erkennen zu können, ist es von Vorteil, zu wissen, daß, sobald ein Pferd über neun Jahre alt ist, sich in den meisten Fällen an der oberen Ecke des unteren Augenlides eine Runzel bildet und von nun an jedes Jahr eine weitere neue Runzel hinzutritt. Es ist also nur nötig, die Anzahl der Runzeln zu zählen, um festzustellen, wie viel Jahre älter als neun Jahre das Pferd ist.

Rigolen

Rigolen, das heißt Gräben ziehen und die obere Erdschicht nach unten, die untere nach oben bringen. Nicht den ganzen Garten auf einmal rigolen. Flachwurzler gedeihen nicht auf frisch rigoltem, also noch rohem Boden. Für diese daher immer genug altbebautes Land übriglassen, bis das rigolte in 3 bis 4 Jahren so weit kultiviert ist, daß fast alles darauf gedeiht. Im Blumen- und Gemüsegarten auch bei Beerenobst nur flach rigolen, zwei Spatenstiche tief. Für Bäume und höhere Sträucher, die jahrelang auf ihrem Platze stehen, 60 Zentimeter rigolen. Der Vorteil wird im Frühjahr offensichtlich.

Was in der Welt geschah

Ist das nun eine Riesendame?

Ein origineller Prozeß kam dieser Tage in Rom zur Verhandlung. Dort hatte eine „Artistin", die als Riesendame auftrat, gegen ihren Direktor Klage erhoben, weil er sie fristlos entlassen hatte. Der Direktor gab an, er hätte die Klägerin als „Riesendame" mit 320 Pfund Gewicht engagiert; nunmehr wiege sie aber nur noch 261 Pfund und sei damit für ihren Beruf untauglich, und zwar durch eigenes Verschulden, da sie auf ärztlichen Rat eine Abmagerungskur gemacht habe. Das Gericht beschloß, Sachverständige darüber zu hören, ob eine Riesendame mit nur 261 Pfund immer noch Riesendame ist.

4038 Engländer sind auf dem Wasser geboren

Im Jahre 1933 sind nicht weniger als 4038 Engländer außerhalb Großbritanniens und seiner Kolonien zur Welt gekommen; sie wurden von Frauen geboren, die sich auf britischen Schiffen befanden. Selbstverständlich sind sie staatsrechtlich ebenso Engländer wie andere Personen, in deren Paß nicht unter der Rubrik „Geburtsort" die Angabe „Majestic auf dem Atlantischen Ozean" steht. Im Flugzeug sind im vergangenen Jahre nur zwei Engländer geboren worden.

2308 Schweine an einem Tag geschlachtet

In La Plata (Argentinien) hat das große Gefrierhaus Swift einen Schlachtrekord aufgestellt. An einem einzigen Tage wurden nämlich 2308 Schweine „fertiggemacht". Diese große Schweineherde stammt von dem Gut eines argentinischen Züchters, der sie mit einem Sonderzug nach La Plata hatte schaffen lassen. Das Lebendgewicht der ganzen Herde betrug bei der Ankunft 261 400 Kilogramm. Es war dies die größte Herde, die bisher auf einmal angekauft und geschlachtet worden ist, und zwar nicht nur in Argentinien, sondern wohl überhaupt auf der Welt.

Er trank 365 000 Tassen Kaffee

Der holländische „Kaffeekönig" Peter ten Brake, der kürzlich seinen 70. Geburtstag feiern konnte, ist eine lebendige Reklame für den Kaffeegenuß. Wie er den Reportern mitteilte, die ihn bei seinem Jubiläum aufsuchten, hat er in den letzten 50 Jahren genau 365 000 Tassen Kaffee zu sich genommen; diese Zahl errechnet er, indem er die Durchschnittsmenge Kaffee auf 20 Tassen täglich angibt.

Ovationen der Berliner für Kiepura

Vor der Staatsoper unter den Linden in Berlin versammelte sich in den Abendstunden des Sonntags eine gewaltige Menschenmenge, die auf das Erscheinen des berühmten Tenors Jan Kiepura wartete. Besonders Begeisterte erklommen die Autodächer. Immer wieder wurde laut der Name des Sängers gerufen und der Wunsch geäußert, Jan Kiepura möge singen. Als der Andrang schließlich den Straßenverkehr zu behindern drohte und die Polizeibeamten angesichts der erregten Massen ihren Ordnerdienst nicht mehr bewältigen konnten, mußten zwei Wagen des Ueberfallkommandos alarmiert werden, um den gefeierten Sänger den Weg von der Oper zu seinem Wagen zu bahnen. Die begeisterte Menge, die fast ¾ Stunden auf den berühmten polnischen Tenor gewartet hatte, zerstreute sich, als Kiepura, was ja begreiflich ist, ihren Bitten zu singen, nicht nachkam.

Flieger zählen Büffelherden

Immer hieß es, der amerikanische Büffel stehe auf dem Aussterbeetat. Aber dieser mächtige Vetter des Ur denkt nicht daran, das Zeitliche zu segnen. Unter den Schutzmaßnahmen der kanadischen Regierung hat er sich so erholt, daß man bei der letzten Büffelzählung zu dem überraschenden Ergebnis von 15 000 Exemplaren kam. Die Zählung war angesichts der ungeheueren Ausdehnung des Schutzgebietes — es umfaßt über 17 000 Quadratmeilen — sehr schwierig. Erst als Flieger eingesetzt wurden, war es möglich, diese sonderbare „Volkszählung" in Kanadas Einöden zufriedenstellend durchzuführen.

Eine Badewannen-Verleihanstalt

Ein seltsames Unternehmen ist von einigen Arbeitslosen in Paris gegründet worden. Die Arbeitslosen haben gemeinsam eine Zinkbadewanne erworben, die sie gegen eine geringe Gebühr stundenweise „verleihen". In der Nachbarschaft hat sich diese „Neuheit" schnell herumgesprochen, und bereits nach kurzer Zeit haben die Arbeitslosen soviel Geld verdient, daß sie sich noch vier weitere Badewannen zum Verleihen angeschafft haben.

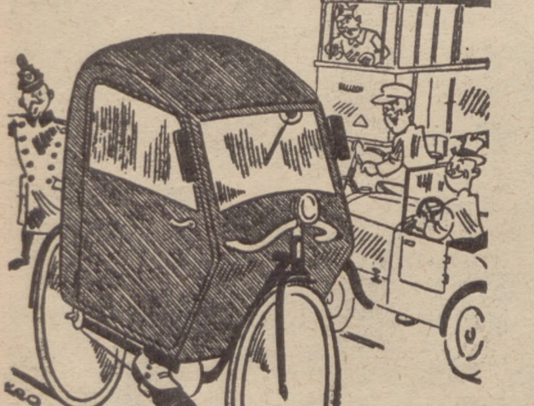
Der Dachs im Hühnerstall

Die Frau eines Bauern im Dorfe Eyershausen (Hannover) entdeckte morgens in ihrem Hühnerstall einen räuberischen Dachs, der so in den Beständen gewütet hatte, daß er wegen des durch seine Mahlzeit erzielten großen Körperumfangs nicht mehr imstande gewesen war, den Stall durch das Schlupfloch zu verlassen. Der Dachs hatte neun Hühner und zwei Puten getötet. Er wurde erschossen.

Eine alte Unsitte

Unlängst wurden in der Kirche Santa Maria in Bevagna bei Perugia (Italien) Restaurierungsarbeiten ausgeführt. Dabei zeigte sich, daß unter den modernen Stuckverzierungen Fresken aus dem fünfzehnten Jahrhundert verborgen waren. Die Gemälde stellen eine Madonna mit dem Jesusknaben und die Gestalten von Engeln dar. Sie scheinen von der Hand eines bedeutenden umbrischen Malers zu stammen. Neben diesem kunsthistorischen Fund wurde aber noch eine andere Entdeckung gemacht. Man stellte nämlich auf den Fresken zahlreiche eingekritzelte Worte fest, die sich bei näherer Betrachtung als Namen und Jahreszahlen herausstellten. Schon vor fünfhundert Jahren bestand also der Brauch, seinen Namen und die Jahreszahl zur Verewigung an Wände zu malen. Die Inschriften sind von 1400 bis 1500 datiert.

Lies und Lach



Die Fahrrad-Limousine

Eine „Erfindung" des Karikaturisten, der dieses Schutzdach allen Radlern empfiehlt, die jederzeit gegen Schnee und Regen geschützt sein wollen

*

Eine Perle.

„Kann ich den Herrn Direktor sprechen?"
„Worum handelt es sich?"
„Ich habe hier eine Rechnung — —"
„Der Herr Direktor ist gestern aufs Land gereist!"
„— — die ich bezahlen wollte!"
„Aber er ist heute zurückgekommen! Bitte, treten Sie näher!"

*

Eine Aussicht.

Bock und Straube sind Bürokollegen. Wenn es zum Mittagessen geht, wandert Bock nach links, Straube aber nach rechts. Bock kommt immer in angenehmster Laune zurück und stöhnt noch lange vor Behagen, Straube aber ist meist verdrossen.

Nun erkundigt sich Straube doch einmal: „Ich bin mit meinem Mittagstisch gar nicht zufrieden. Wo speisen Sie eigentlich, Herr Kollege? Es scheint Ihnen sehr gut zu bekommen!"

„Mächtig!" nickt Bock. „Ich habe mir nämlich 'ne Braut angeschafft, und bei ihren Eltern esse ich. Das sollten sie auch tun, lieber Kollege."

Straube wiegt zweifelnd das Haupt. „Ob das geht? Würden Sie mich denn bei den Herrschaften einführen?"

*

Lauernde Gefahren.

„Was ist dir passiert? Warum hinkst du?"
„Ich bin auf einer Apfelsinenschale ausgeglitten!"
„Großer Gott! Und du willst eine Italienreise machen?"

*

„Warum haben Sie denn die Verlobung Ihrer Tochter zurückgehen lassen, Herr Schniepe? Ein Halsspezialist ist doch keine schlechte Partie!"
„Ja, er sagte, er wäre Halsspezialist. Wie wir uns dann erkundigten, kam's heraus, daß er in einem Herrengeschäft Kragen und Krawatten verkaufte."

*

Fleischlos.

„Ich bin darum Vegetarier geworden, weil ich es roh und unzivilisiert finde, arme unschuldige Tiere zu töten!"
„Findest du es denn gesitteter, ihnen das Futter wegzuessen?"

Das stimmt.

„Ein langer Weg ist das bis zu dir!"
„Da hast du recht, aber er muß schon so lang sein, wenn er bis hierher reichen soll!"

*

Mitleid.

„So eine Motte führt doch ein jammervolles Leben!"
„Eine Motte?"
„Natürlich — den ganzen Sommer verbringt sie im Pelzmantel, und den Winter im Badeanzug!"

*

Die alte Geschichte

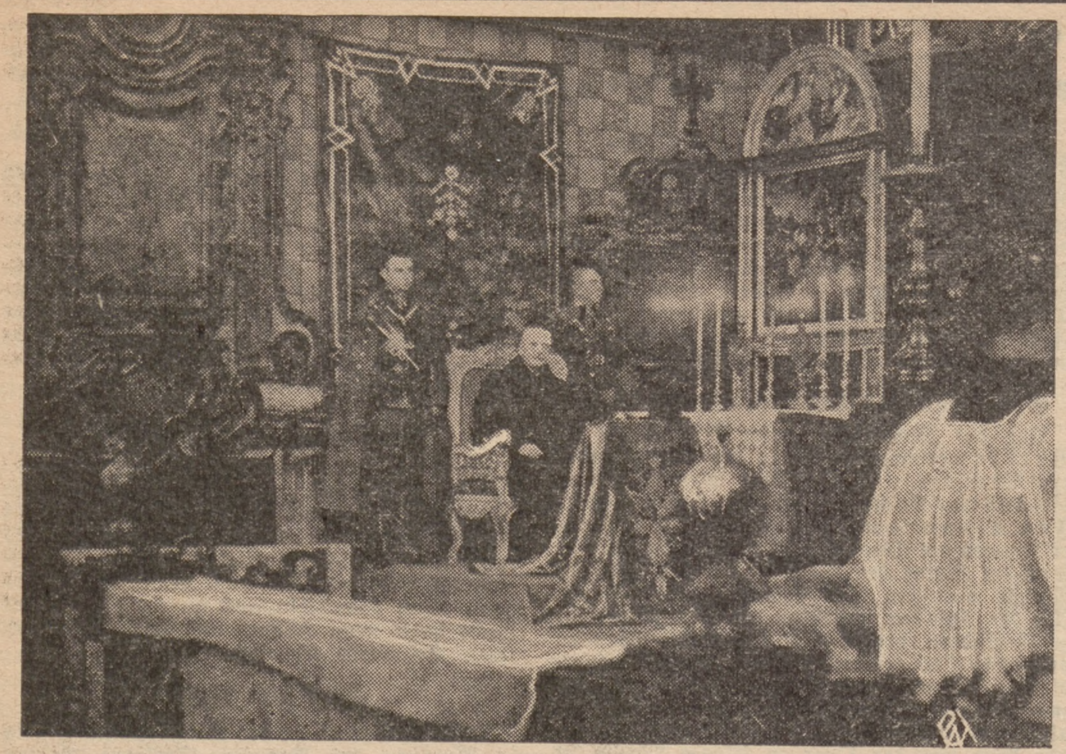
Sie: „Heute abend willst du also wieder ausgehen? Wirst du denn lange fortbleiben, oder kommst du früh nach Hause?"
Er: „Wenn ich lange fortbleibe, komme ich immer früh nach Hause!"

*



Eine einfache Rechnung

„Da gehen wir hinterher, Maxe, bei dem Bart muß er den Stummel bald wegwerfen!"



Während des Gottesdienstes in der Marianischen Kirche

Der Herr Staatspräsident Prof. Ignacy Mościcki in der Marianischen Kirche während des feierlichen Gottesdienstes aus Anlaß der Eröffnung der neuen Eisenbahnlinie Krakau—Miechów, dem neuen Verkehrsabschnitt, der Krakau mit Warschau verbindet.

Ein wohlerzogener Sträfling

Aus einem mexikanischen Gefängnis ist ein Sträfling auf höchst einfache Weise entkommen. In aller Ruhe, wie jemand, der sich zu einem Spaziergang anschickt, ging er an den stark bewaffneten Wachen vorbei und suchte dann das Weite.

Die erste Nachricht von der Flucht erhielt der Direktor der Strafanstalt von dem Flüchtling selbst, der dem Direktor eine Postkarte folgenden Inhalts sandte: „Herr Direktor! Ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, aber die mißliche Lage, in der sich meine Frau und meine Kinder befinden, zwingt mich, Ihr gastliches Heim zu verlassen. Sie als Familienvater werden mein Leid verstehen. Ihr ergebener Freund und Diener Carlos Lopez."

Die betreffenden Gefangenenwärter wurden sofort wegen Dienstvernachlässigung ihrer Aemter enthoben und in Haft genommen.

Das Gold auf dem Meeresgrund

Wie englische Blätter berichten, sollen nunmehr ernsthafte Versuche gemacht werden, das Gold und andere Schätze zu heben, die sich an Bord der im Jahre 1916 vor der irischen Küste versenkten „Lusitania" befinden. Das Wrack der „Lusitania" liegt, wie die seither vorgenommenen Beobachtungen ergeben haben, auf felsigem Boden und ist ganz mit Muscheln und Algen bedeckt. Nach dem Vorbild der italienischen Gesellschaft, die bei der Hebung des „Artiglio" erhebliche finanzielle Gewinne erzielt hat, hat sich eine britische Gesellschaft gebildet, die mit einem ähnlichen Bergungsschiff arbeiten wird, und zwar mit der „Sternin". Die „Sternin" ist mit den modernsten Apparaten ausgerüstet; ihre Taucher werden unter Wasser mit Dynamit arbeiten, um sich den Zugang zu den Räumen der „Lusitania" zu verschaffen, wo die wertvollste Fracht an Bord des Schiffes untergebracht war.

Um welche Summen es geht, ergibt sich aus folgender Aufstellung: An Bord der „Lusitania" befanden sich 150 Millionen Dollar in Goldmünzen und etwa 50 Millionen Dollar in Goldbarren. Außerdem beförderte das Schiff zwei Stahlkassetten, die gänzlich mit Diamanten gefüllt und für eine holländische Firma bestimmt waren. Vor allem wird man versuchen, sich des berühmten Diamanten zu bemächtigen, der den Namen „Der Kalif" trägt. Der „Kalif" erreicht zwar nicht ganz die Größe anderer, ebenfalls berühmter Diamanten, wie des „Großmogul", des „Orlow" und des „Koh-i-noor", stellt jedoch mit seinen 80 Karat und seiner makellosen Klarheit einen unschätzbaren Wert dar.

Panik im Schafpferch

Ein gewaltiger Schaden wurde durch eine Panik angerichtet, die zwei Hunde in einem Schafpferch in Amöneburg (Bezirk Kassel) verursachten. Als der Schäfer seine Herde am Abend für kurze Zeit verlassen hatte, drangen zwei fremde Hunde in den Schafpferch ein und zerrissen mehrere Tiere. In der dadurch entstandenen Panik brachen die Schafe aus und irrten auf den Feldern umher. Ein Teil der Tiere sprang in der Not in die nahe am Pferch vorüberfließende Ohm, wo sie von den hochgehenden Fluten mitgerissen wurden und ertranken. Einige weitere Tiere gerieten auf das Gleis der Eisenbahn und wurden von einem Zug überfahren. Insgesamt sind rund 50 Schafe dem Unglück zum Opfer gefallen.

Das Dorf der abgehackten Hände und Finger

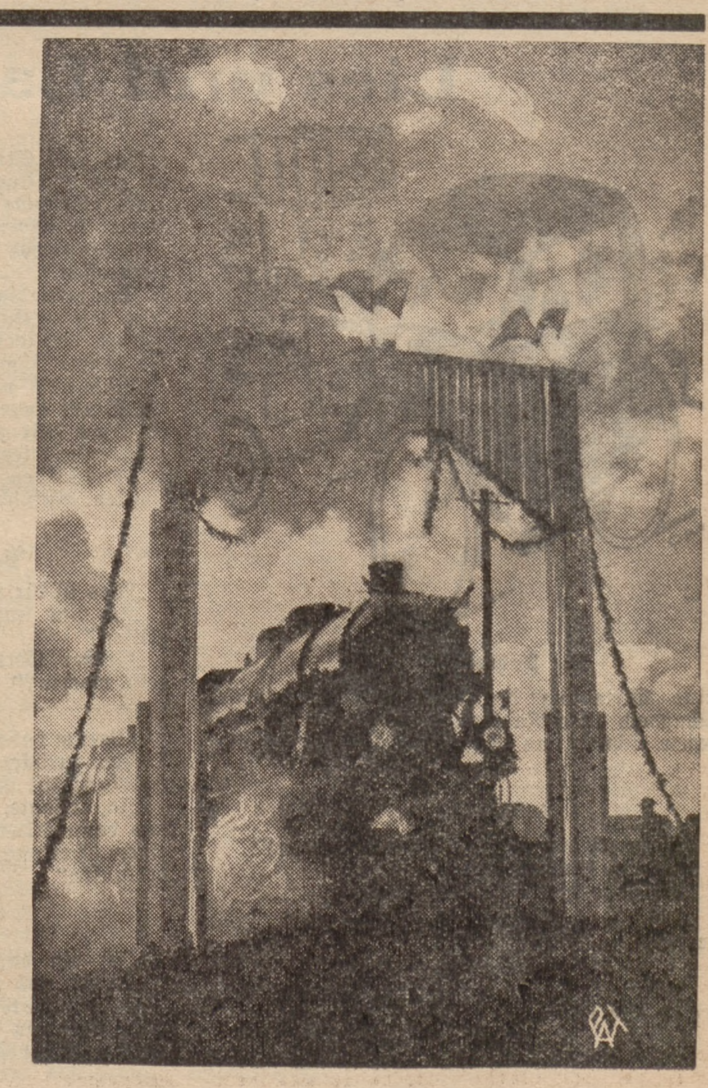
In nächster Zeit wird ein Sensationsprozeß gegen fast 50 Einwohner des italienischen Dorfes Villavecchia bei Turin beginnen. Sämtliche Verhafteten sind angeklagt, Versicherungsbetrug dadurch begangen zu haben, daß sie sich „zufällig" Finger und Hände abhackten, um von der Versicherungsgesellschaft lebenslängliche Renten zu erhalten. Schon seit Jahren bemühte sich die Gesellschaft, den Schwindel aufzudecken, bis es ihr jetzt gelungen ist, ein regelrechtes Komplott zwischen den Bauern zu enthüllen. Mit einer Ausnahme leugnen die Beschuldigten, die alle verstümmelt sind, das Vorliegen eines Betruges.

Ein phantastisches Gedächtnis

Daß ein Gedächtniskünstler ein Universitätsdiplom erhält, dürfte zu den Seltenheiten gehören. Dem Bulgaren Marin Karadimitroff, einem 38jährigen Manne, ist diese Ehrung durch die Universität von Sofia zuteil geworden. Er hat sein Können dadurch nachgewiesen, daß er unter Kontrolle 3000 Worte, die ihm auf einer Liste vorgelegt worden waren, unmittelbar darauf aus dem Gedächtnis fehlerfrei wiederholte. Auch im bulgarischen Rundfunk hat sich Marin produziert, indem er 100 Worte, die der Ansager von einer Liste ablas, sofort ohne einen einzigen Fehler wiederholte. Dann sagte er diese Liste von rückwärts auf und schließlich in einer Reihenfolge, bei der nur jedes zweite Wort zu nennen war.

Eröffnung der neuen Eisenbahnlinie Krakau — Miechów

Das Bild zeigt den Eisenbahnzug mit den Teilnehmern an den Feierlichkeiten aus Anlaß der Eröffnung der neuen Eisenbahnlinie Krakau—Miechów während der Fahrt durch die Ehrenpforte zum Ort der Eröffnung der Linie in Krakau.



3 Mill. Arbeitslose weniger in Deutschland

Von einem kurzen und unbedeutenden Rückschlag im Juni abgesehen, ist die Gesamtzahl der Beschäftigten in Deutschland von Monat zu Monat gestiegen. Gegenwärtig sind im ganzen, d. h. in „regulärer" und „zusätzlicher" Beschäftigung zusammen fast 16 Mill. Menschen als Arbeiter und Angestellte tätig. Vor zwei Jahren noch waren, wie das Institut für Konjunkturforschung in seinem neuesten Wochenbericht ausführt, in Deutschland nur etwas mehr als 13 Mill., vor einem Jahre etwa 14,5 Millionen Menschen beschäftigt. Im Laufe der letzten 12 Monate sind also 1,7 Mill. ruhende Hände wieder in den Produktionsprozess eingereiht worden und seit dem Tiefpunkt der Beschäftigung, der etwa vor 2 Jahren erreicht war, rund 3 Mill. Menschen. Konjunkturell gesehen, stehen wir gegenwärtig etwa wieder auf demselben Punkt wie im Herbst 1930.

Es entspricht der Gesetzmässigkeit jedes Wachstums, dass das Tempo der Belebung allmählich nachlässt. Während 1933 vom Mai bis September in jedem Monat durchschnittlich 180 000 Arbeitskräfte in den Produktionsprozess eingereiht wurden, sind es in diesem Jahr in der gleichen Zeit nur 15 000. Damals freilich standen die grossen Arbeitsbeschaffungsprogramme gerade in ihrem Anfang und haben dadurch bewirkt, dass der Bedarf an Arbeitskräften in den Industrien, denen sie zugute kam, besonders stark, ja teilweise sprunghaft stieg. Auch die Einrichtungen, die hier unter dem Begriff der „zusätzlichen" Beschäftigung zusammengefasst sind, hatten 1933 eine ganz erhebliche Zahl von Arbeitskräften aufgenommen. Heute dagegen stehen die grossen Projekte der unmittelbaren Arbeitsbeschaffung zum grossen Teil vor ihrer Vollendung. Die dafür ausgesetzten Mittel sind bis auf kleine Reste verausgabt. Die treibende Kraft ist heute viel mehr als vor Jahresfrist die allgemeine Belebung der Wirtschaft, die sich im Verlauf der letzten 1¾ oder 2 Jahre, gesteigert durch die Sekundärwirkungen der Arbeitsbeschaffung, herausgebildet hat.

Die Gesamtbeschäftigung der Wirtschaft wäre ausserdem in diesem Jahre noch viel rascher gestiegen, wenn nicht planmässig das Tempo gemässigt worden wäre. „Planmässig" insofern, als seit dem Frühjahr d. Js. die Notstandsarbeiten eingeschränkt wurden, um die dafür zur Verfügung stehenden Mittel aus dem Haushalt der Reichsanstalt als Reserve für den Winter aufzusparen. Ende März d. Js. betrug die Zahl der Notstandsarbeiter 631 000, im Mai war sie auf 502 000, Ende Juli auf 315 000, Ende September auf 256 000 und Ende Oktober auf 246 000 gesunken. Durch die Einschränkung der Notstandsarbeiten ist also die Zahl der „zusätzlich" Beschäftigten seit März ständig gesunken. Das wieder hat einen Teil der Steigerung der „regulären" Beschäftigung ausgeglichen. Vom März bis September ist die Zahl der „regulären" Beschäftigten aber um 1,34 Mill. gestiegen, diejenige der „zusätzlichen" Beschäftigten aber um 410 000 gefallen, so dass die Gesamtzahl der Beschäftigten nur eine Erhöhung um 930 000 aufweist. — Der Hauptträger der Beschäftigungszunahme ist gegenwärtig die Industrie. Sie beschäftigt im Augenblick 7½ Mill. Arbeiter gegen nur 5 Mill. am Tiefpunkt der Konjunktur in 1932.

Es ist das Ziel der Beschäftigungspolitik, wie im vorigen Winter auch in diesem Jahr die winterliche Arbeitslosigkeit so niedrig wie möglich zu halten. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, lehrt ein Ueberblick über die saisonmässige Belastung in den Jahren seit 1925. In den nächsten Monaten wird es darauf ankommen, möglichst viel Arbeitskräfte aus den Aussenberufen mit solchen Arbeiten zu beschäftigen, die vom Wetter und von der Temperatur unabhängig sind. Dass hierzu praktische Möglichkeiten bestehen, zeigen die Erfahrungen des letzten Winters.

Der Stand der polnisch-englischen Handelsvertragsverhandlungen

Heute fährt der Vorsitzende des Beirates für Handelsverträge, Abg. Minkowski, als Vertreter der polnischen Wirtschaftskreise nach London, um an den polnisch-englischen Handelsvertragsverhandlungen teilzunehmen. Wie von unterrichteter Seite verlautet, nehmen die seit zwei Monaten in London geführten Verhandlungen einen günstigen Verlauf. Neben den offiziellen Verhandlungen werden direkte Verhandlungen zwischen den Vertretern einzelner Industriezweige beider Staaten geführt. So fanden Beratungen zwischen den Vertretern der elektrotechnischen, der chemischen, der Metall- und der Maschinenindustrie statt, bei denen eine Reihe strittiger Fragen eine Lösung gefunden hat. Die Handelsvertragsverhandlungen werden zurzeit noch in den vier Unterausschüssen geführt. Das Ergebnis der Warschauer Verhandlungen zwischen der polnischen und englischen Kohlenindustrie dürfte einen nicht unwesentlichen Einfluss auf den Fortgang der Handelsvertragsverhandlungen ausüben.

Das Echo der polnisch-englischen Kohlenverhandlungen

Trotz der Verpflichtung der Teilnehmer an den polnisch-englischen Kohlenverhandlungen in Warschau, nichts über den Verlauf der Beratungen in der Oeffentlichkeit zu berichten, sickern immer mehr Einzelheiten in der englischen Presse durch, die dann von der polnischen Presse wiedergegeben werden. Den „Financial Times" zufolge soll gestern dem Zentralrat der polnischen Kohlenbergwerksbesitzer der in Warschau beratene Entwurf eines Abkommens zwischen der polnischen und der englischen Kohlenindustrie vorgelegt worden sein, der nun dazu Stellung zu nehmen hat. Wie diese Stellungnahme ausfallen wird, kann niemand voraussagen, aber es gilt als sehr wahrscheinlich, dass die Verhandlungen in London, vielleicht sogar schon im Dezember d. Js. fortgesetzt werden. Die Tatsache, dass Polen in steigendem Masse Kohle nicht nur nach Italien, sondern auch nach den anderen Mittelmeerländern, nach Britisch - Indien, Australien und anderen Ueberseestaaten liefert, hat in England nicht unwesentlichen Eindruck gemacht. In England wird darauf hingewiesen, dass die englische Kohlenausfuhr nach Italien von jährlich 7 Mill. Tonnen binnen vier Jahren auf jährlich 4,5 Mill. t gesunken ist, während Polen seine Ausfuhr nach Italien auf 1,5 Mill. t steigerte und Deutschland seinen Absatz dorthin im letzten Jahre sogar verdoppelt hat und jährlich 4,5 Mill. t Kohle liefert. Wie weiter in der englischen Presse zu lesen ist, soll das Abkommen sich nicht nur auf die hauptsächlichen Konkurrenzmärkte in Skandinavien, sondern auch auf andere von England und Polen belieferte Märkte erstrecken. U. a. soll in dem Abkommen vorgesehen sein, dass England keine Kohle mehr nach dem polnischen Zollgebiet, d. h. nach Danzig, liefern werde. Die polnische Presse verzeichnet mit Genugtuung, dass der Optimismus bezüglich des Abschlusses eines Abkommens in England anscheinend stark gestiegen ist.

Rumänien kündigt sämtliche Handelsverträge

Der Wirtschaftsausschuss der rumänischen Regierung hat beschlossen, sämtliche Handelsverträge zu kündigen und Verhandlungen über neue Verträge einzuleiten, deren Grundlage die Bestimmung bilden soll, dass die Einfuhr nur bis zur Höhe von 60 vom Hundert vorheriger Ausfuhr gestattet ist.

Posener Getreidebörse

Getreide. Posen, 28. November. Amtliche Notierungen für 100 kg in Złoty fr. Station Poznań.

Richtpreise:

Roggen	13.75—14.00
Weizen	16.25—16 75
Braugerste	20.00—20.50
Einheitsgerste	18.25—18.75
Sammelgerste	16.75—17.25
Hafer	15.00—15.25
Roggenmehl (65%)	19.25—20.25
Weizenmehl (65%)	25.00—25.50
Roggenkleie	10.00—10.75
Weizenkleie (mittel)	9.75—10.25
Weizenkleie (grob)	10.50—11.00
Gerstenkleie	11.50—12.00
Winterraps	41.00—42.00
Senf	46.00—48.00
Sommerwicke	23.00—25.00
Viktoriaerbsen	39.00—43.00
Folgererbsen	32.00—35.00
Klee, rot	120.00—140.00
Klee, weiss	80.00—110.00
Klee, schwedisch	180 00—200.00
Wundklee	80.00—100.00
Timothyklee	60.00—70.00
Klee, gelb, ohne Schalen	70.00 - 80.00
Raygras	80.00— 90.00
Fabrikkartoffeln pro Kilo %	0.13½
Weizenstroh, lose	2.25 — 2.45
Weizenstroh, gepresst	2.85— 3.05
Roggenstroh, lose	2.75— 3.00
Roggenstroh, gepresst	3.25— 3.50
Haferstroh, lose	3.00— 3.25
Haferstroh, gepresst	3.50— 3.75
Gerstenstroh, lose	1.95— 2.45
Gerstenstroh, gepresst	2.85— 3.05
Heu, lose	7.25— 7.75
Heu, gepresst	7.75— 8.25
Netzeheu, lose	8.25— 8.75
Netzeheu, gepresst	8.75— 9.25
Leinkuchen	17.50—18.00
Rapskuchen	13.50—13.75
Sonnenblumenkuchen	18.00—18.50
Sojaschrot	21.00—21.50
Blauer Mohn	40.00—43.00

Tendenz: ruhig.

Posener Viehmarkt

(Notierungen für 100 kg Lebendgewicht loco Viehmarkt Posen mit Handelsunkosten.)

Auftrieb: 235 Rinder, 1650 Schweine, 580 Kälber, 30 Schafe, zusammen 2595.

Rinder:

Ochsen:	
a) vollfleischige, ausgemästete, nicht angespannt	60—64
b) jüngere Mastochsen bis zu 3 Jahren	52—56
c) ältere	42—46
d) mässig genährte	34—36
Bullen:	
a) vollfleischige, ausgemästete	52—56
b) Mastbullen	44—48
c) gut genährte, ältere	34—36
d) mässig genährte	30—32
Kühe:	
a) vollfleischige, ausgemästete	58—60
b) Mastkühe	42—50
c) gut genährte	26—30
d) mässig genährte	20—22
Färsen:	
a) vollfleischige, ausgemästete	60—64
b) Mastfärsen	52—56
c) gut genährte	42—46
d) mässig genährte	34—36
Jungvieh:	
a) gut genährtes	34—36
b) mässig genährtes	30—32
Kälber:	
a) beste ausgemästete Kälber	58—66
b) Mastkälber	50—56
c) gut genährte	44—48
d) mässig genährte	36—42

Schafe:

a) vollfleischige, ausgemästete Lämmer und jüngere Hammel	—
b) gemästete, ältere Hammel und Mutterschafe	50—56
c) gut genährte	40—42

Mastschweine:

a) vollfleischige von 120 bis 150 kg Lebendgewicht	62—64
b) vollfleischige von 100 bis 120 kg Lebendgewicht	56—58
c) vollfleischige von 80 bis 100 kg Lebendgewicht	52—54
d) fleischige Schweine von mehr als 80 kg	46—50
e) Sauen und späte Kastrate	46—56
f) Bacon-Schweine	—

Tendenz: sehr ruhig.

Sąd Okręgowy Wydział I. S. 2 w Złoczowie, dnia 22 marca 1934.

Firm: 160/34 Nsp. 655.

Wpis do rejestru spółdzielni.

Wpisano do rejestru spółdzielni Firmę „Molkereigenossenschaft — Mleczarnia Spółdzielcza“ z ograniczoną odpowiedzialnością w Unterwalden, powiat Przemyślany, Województwo Tarnopol i obejmuje gminy Unterwalden, Podhajczyki i Alfredówka.

Członkowie odpowiadają za zobowiązania mleczarni spółdzielczej zadeklarowanemi udziałami i dodatkową kwotą odpowiedzialności w wysokości zł 100.— za każdy udział.

Przedmiotem przedsiębiorstwa jest wspólne zużytkowanie wyprodukowanego w gospodarstwie członków mleka i jaj przez sprzedaż tychże oraz produktów otrzymanych z mleka drogą przeróbki w mleczarni spółdzielczej.

Udział członka wynosi 15.— zł na każdą krowę i ma być wpłacony przy przystąpieniu do spółdzielni w kwocie 2.— zł na każdy udział. Reszta udziałów potrącona będzie członkom z miesięcznie dostarczonej ilości mleka t. j. 1/2 grosza od jednego litra tak długo, aż zadeklarowane udziały w całości będą wpłacone.

Zarząd składa się z 3—5 członków. Brzmienie firmy podpisuje 2 członków Zarządu.

Członkami Zarządu są: Christian Vogel, Heinrich Ruppenthal, Edmund Jung, Jakob Molter i Edmund Kraushaar w Unterwalden.

Czas trwania spółdzielni jest nieograniczony.

Pismo do ogłoszeń jest „Ostdeutsches Volksblatt“ we Lwowie, o ile pismo to przestanie wychodzić, w Dzienniku Urzędowym Ministerstwa Skarbu.

Rokiem obrachunkowym jest rok kalendarzowy.

Sąd Okręgowy w Złoczowie.

„D. M.-G.-V. Lemberg“.

Einladung

zu der am 11. Dezember 1934 um 20 Uhr im Vereinsheim, Zielona 30, stattfindenden

Vollversammlung.

Tagesordnung: 1. Protokollverlesung, 2. Tätigkeitsbericht, 3. Mitgliedsbeiträge, 4. Neuwahlen, 5. Allfälliges.

Bei ungenügender Anzahl von Mitgliedern findet um 20.30 Uhr eine zweite Vollversammlung statt, welche ohne Rücksicht auf die Anzahl der Mitglieder beschlußfähig ist.

E. Mauthe, m. p. Schriftw. — E. Müller, m. p. Obm.

Spar- und Darlehenskassenverein, Spółdzielnia z n. o., **in Burczyce-Nowe.** Einladung zu der am 8. 12. 1934 um 14 Uhr im Schullokale stattfindenden Ordentlichen Vollversammlung, mit nachstehender Tagesordnung: 1. Eröffnung und Protokollverlesung. 2. Revisionsbericht. 3. Geschäftsbericht. 4. Genehmigung der Bilanz sowie Gewinn- und Verlustrechnung für 1933 und Entlastung der Amtswalter. 5. Gewinnverwendung. 6. Allfälliges. Der Geschäftsbericht liegt zur Einsichtnahme der Mitglieder auf. W. Ast, Obm.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.